Februar 1927
BERLIN



Nr. 294
40. Jahrgang
(80. Semester)

MONATSBERICHTE

des

Bundes Freier Wissenschaftlicher Vereinigungen

Diesem Monatsbericht liegt die „Vertrauliche Beilage" Nr. 4 bei.

Der F. W. V. Charlottenburg

Technik heißt die neue Währung
Unsrer Zeit und unsrer Ziele,
Doch ist alles noch in Gärung
Und es irren, tasten viele.

Doch wohin wir uns auch wenden,
Eines soll uns fest wie Erz sein:
Mittler zwischen Hirn und Händen
Muß das Herz sein.

Dr. H. K.

20 Jahre F. W. V. Charlottenburg.

Zwei Jahrzehnte sind in der geschichtlichen Entwicklung kein allzu großer Zeitraum, aber die ersten 20 Jahre eines zum Leben bestimmten Körpers sind Kampf, Drang zur Selbständigkeit, ein Ringen, bis man sich durchgesetzt hat, trotzend allen Mißhelligkeiten, allen Schwierigkeiten, allen sich hochtürmenden Barrikaden. Um das Ziel zu erreichen, ist nötig: Jugend, die mit Mut, Eifer und Geist ausgerüstet ist. Seien wir ehrlich: hat es je eine Korporation des B. F. W. V. so schwer gehabt, emporzukommen, wie die F. W. V. Charlottenburg? Ist das Experiment bei den Bundeskorporationen an dem Sitz der anderen Hochschulen nicht immer gescheitert, obwohl die Vgg. an der Universität auch am Ort vorhanden war? Und doch ist es einer F. W. V. geglückt, die Höhe zu erklimmen. Wer den ewigen Kampf um die Existenz miterlebt hat in Berlin, der wird sich der Ansicht nicht verschließen können, daß die Charlottenburger Vgg. die höchste Anerkennung verdient.

Wieso ist es denn gerade so schwer, im Gegensatz zu den Universitäten an einer Technischen Hochschule eine Verbindung aufzumachen? Der Gründe sind viele, der schwerwiegendste ist vielleicht der, daß das Studium und die damit verbundene praktische Arbeit so enorm viel Zeit des Studenten in Anspruch nimmt, und daß es einfach nicht möglich ist, einige Zeichnungen nicht abzugeben oder nicht in die Fabrik um 6 Uhr morgens zu gehen.

Wie stark muß doch der F. W. V.er Gedanke sein, wieviel Anziehungskraft muß er trotz alledem auf die jungen Kommilitonen ausüben, wenn man die Entwicklung der F. W. V. Charlottenburg heute überschaut. Wahrscheinlich hat Lasson's Wort aus dem Jahre 1912 auch jetzt noch seine unheimliche Zugkraft:

„In der Kulturgeschichte der F. W. V. wird es stets ein Ruhmesblatt sein, daß in ihr immer ein wissenschaftlicher Geist gelebt hat.'

Schon im Jahre 1890 gab es in der F. W. V. Berlin eine Gruppe von Technikern, denen das Leben mit ihren Berliner Bundesbrüdern so sehr durch die Universitätsbestimmung, daß einer Verbindung der Universität nur die an ihr immatrikulierten Kommilitonen angehören dürfen, erschwert wurde; denn die Anordnung wurde bald mehr, bald weniger streng gehandhabt. Und so kam es, daß 1906 die Frage der Gründung einer F. W. V. Charlottenburg wieder akut wurde. Der erste Charlottenburger Präside, Bbr. Kornik, berichtet im M. B. Nr. 140 darüber: „Wann und von wem der Gedanke zuerst gefaßt worden ist, läßt sich natürlich nicht genau feststellen. April 1906 erhielt ich von dem damaligen 1. Vorsitzenden die Anregung, mich mit der Angelegenheit näher zu befassen. Die Aussichten waren zunächst nicht allzu günstig, trotzdem konnten wir infolge Bemühungen von anderer Seite gegen Schluß des S. S. 06 eine Vorbesprechung abhalten, zu der 7 Studierende der T. H. erschienen."

Es sei an dieser Stelle jener jetzigen A. H. A. H. gedacht, die sich mit großer Liebe der nötigen Arbeiten unterzogen, die für eine Gründung notwendig sind, es waren dies die Berliner Mitglieder Bruno Fels, Calmon und Heine. Kornik berichtet weiter: „Januar 1907 kam es zwar zu einer Durchberatung der Statuten, aber infolge Mangel an geeigneten Studenten noch nicht zur Konstituierung. Aber der Stein war ins Rollen gekommen, am 19. Februar 1907 wurde die Gründung mit 5 Mitgliedern vollzogen, und am 22. Februar konnte ich die Vgg. mit 7 Mitgliedern bei den Hochschulbehörden anmelden."

Das Leben der jungen F. W. V. gestaltete sich in der Folgezeit so, daß alle Veranstaltungen mit der F. W. V. Berlin gemeinsam durchgeführt wurden. Man kann daher wohl sagen, daß das Leben dieser Verbindung nur im Schatten der großen Berliner F. W. V. möglich war und mehr oder weniger ein Scheindasein führte. Aus den Statuten interessiert besonders: „Zweck der neuen Vgg. ist die Verbreitung der Ideen der F. W. V. an der Universität Berlin unter den Studierenden der Technischen Hochschule". Wichtig sind die „Bestimmungen für die Dauer gemeinsamer Tätigkeit". Es heißt darin: „Der Vorstand der F. W. V. Charlottenburg handelt in allen die T. H. angehenden Fragen von vornherein völlig selbständig unter Anhörung des Vorstandes der F. W. V. Berlin."

In den Jahren 1907—1910 fanden auch eigene Vorträge statt, und die Leitung solcher Abende lag in den Händen der Charlottenburger. Je nach dem Mitgliederstand vegetierte die F. W. V. in den Jahren 10—14. Als der Krieg ausbrach, war die Vgg. so gut wie aufgelöst. Gewöhnlich zählte sie 2 Aktive. Von allen F. W. V.en büßte die Charlottenburger Verbindung prozentual die meisten Mitglieder durch den Tod auf dem Schlachtfelde ein.

Völlig anders wurde die Situation, als Bbr. Holger Hesse 1920 aus Heidelberg, wo er der philosophischen Fakultät angehörte, zurückkehrte und die T. H. bezog. Er führte sich in Berlin mit einem Vortrag über das damals aktuelle Thema „Radio" ein. Seiner liebenswürdigen und geschickten Art gelang es, aller Schwierigkeiten Herr zu werden und die F. W. V. Charlottenburg gemäß des Trennungsbeschlusses von der F. W. V. Berlin vom 29. Mai 1922 wiederherzustellen. Eine neue Periode der Entwicklung trat ein. Und doch türmten sich die Widerstände beinahe unüberwindlich. In jener denkwürdigen Bußtagssitzung während der Blütezeit der Inflation wurde ernstlich die Auflösung besprochen. Die Abstimmung aber ergab ein Festhalten an der bestehenden Form. Lediglich der Energie des damaligen Führers jener kleinen Schar, dem Bbr. Hesse, unterstützt von Brilles und Blumenthal, ist es zu verdanken, daß ein neuer Zug hineinkam, neue Aktive sich meldeten, kurz, daß der Betrieb wieder in Gang gebracht wurde. Die Mittwoch-Abende mit Diskussionsthemen waren die ersten getrennt durchgeführten Veranstaltungen. Noch auf den Heidelberger Kartelltagen stießen die Wortführer der Charlottenburger F. W. V. auf großen Widerstand; denn man wollte ihr Mandat nicht anerkennen. Nur durch diplomatisches Vorgehen konnte erreicht werden, daß die Vertreter ihre Stimmen mitabgeben durften. Bbr. Neuwahl, der nach mehrfachem Präsidialwechsel 1. Vorstandsmitglied wurde, hat nun den einmal beschrittenen Weg weiter ausgebaut und die Trennung von Berlin viel schärfer durchgeführt. In seine Periode fällt die Gründung des A. H. B. Charlottenburg unter Leitung des A. H. Friedmann, die wohl in erster Linie sein Verdienst ist, ferner die groß angelegten Zyklen von Vorträgen und schließlich die Einführung des eigenen Wichses. Nach jener so sehr erfolgreichen Amtszeit trat Bbr. Golde das Präsidium an; äußerst tatkräftig und geschickt führte er sein Amt. In diese Zeit fällt die Wahl des ersten Charlottenburger Ehrenmitgliedes auf Herrn Geheimrat Professor Dr. Holde. Eine große stattliche Vereinigung konnte Bbr. Golde seinem Nachfolger, Bbr. Guttmann, übergeben. Der Stärke der Korporation entsprechend, wurde ein eigenes Fuxmajorat eingerichtet.

So ist die F. W. V. Charlottenburg eine stattliche Schwestervereinigung geworden, die schon oft in die Geschicke des Bundes tatkräftig eingegriffen hat.

Aeußerst interessant ist der Vergleich der oben zitierten Statuten von 1907 mit denen vom 15. April 1926, da heißt § 1 des Gemeinschaftsvertrages:

> „Beide F. W. V.en sind selbständige Korporationen. Da sie aber an einem und demselben Ort bestehen, und da der Gedankenaustausch zwischen den Angehörigen verschiedener Fakultäten für die Entwicklung der F. W. V. und für die Bbr. Bbr. besonders förderlich erscheint, da auch beide Vgg. Vgg. die Forderungen des allgemein wissenschaftlichen und geselligen Verkehrs der Studierenden sämtlicher Fakultäten bezwecken, so sollen unter Wahrung der Selbständigkeit jeder Vereinigung wöchentlich ein wissenschaftlicher Abend sowie die geselligen und sportlichen Veranstaltungen weitgehendst gemeinsam bleiben".
>
> § 2.
>
> „Sämtliche geschäftlichen Angelegenheiten regelt jede Vgg. für sich.
>
> usw.

Im April 1907 sagt Bruno Kornik anläßlich der Gründung: „Ob die neugegründete Vgg. jemals die Größe und Bedeutung der Muttervereinigung erreichen wird, oder ob die T. H. überhaupt der geeignete Boden für das Gedeihen einer F. W. V. ist, hierüber Betrachtungen anzustellen bei der Unsicherheit der Voraussetzungen und Ausgangspunkte, halte ich für müßig. Hier kann nur der Erfolg entscheiden."

Charlottenburgs erster, auf dem Felde der Ehre gefallener Präside, deine Worte haben sich erfüllt; die Entscheidung ist gefallen:

Der Erfolg ist da, 20 Jahre F. W. V. Charlottenburg!

Dr. Walter Jonas, F. W. V. Charlottenburg, A. H. h. c.,
Vorsitzender der Bundes-R. K.

Glückwunsch des E. M. Geh. Rat Prof. Dr. Holde.

Ein Brief an den Vorsitzenden der Bundes-Red.-Komm.

Sehr verehrter Bundesbruder!

Ihrer mich sehr ehrenden Aufforderung, dem Bundesblatt der F. W. V. anläßlich des bevorstehenden 20. Stiftungsfestes der F. W. V. der Berliner Technischen Hochschule einige Gedenkworte zu widmen, komme ich gern nach. Begrüße ich doch als alter Lehrer der T. H. Berlin und alter Freund der F. W. V. das nunmehr 20 jährige Wirken der Jubilarin mit ganz besonderer Genugtuung. Dem 20 jährigen Geburtstagskind, das die Fahne der freien Wissenschaft und freier weltbürgerlicher Gesinnung an der ersten Deutschen Hochschule gegenüber romantischem weltfremden Wesen und überheblichem Nationalismus tapfer hochhalten möge, seien also meine aufrichtigsten Glückwünsche dargebracht.

Kosmopolitische, weltbürgerliche Anschauungen, wie auch ich sie z. B. offen bekenne und pflege, werden von den Vertretern einer Weltanschauung, für welche jenseits der deutschen Grenzen Treue und andere menschliche Tugenden aufhören, als antinational und antideutsch empfunden und bekämpft. Wir Aelteren aber wissen es schon aus der von uns selbst noch erlebten, von dem nationalistischen Teil der akademischen Jugend infolge falschen Schul- und Hochschulunterrichts mißverstandenen oder vergessenen Geschichte, daß viele, oft in kriegerische Fehden und gegenseitigen Brudermord verwickelte deutsche Kleinstaaten erst 1870 durch die Macht des logischen geschichtlichen Geschehens zu einem „Deutschen Völkerbund", genannt „Deutschland", zusammengeschlossen wurden. Ist es nun weniger edel, weniger christlich, weniger klug und brüderlich gedacht, wenn der weltbürgerlich eingestellte Akademiker die logischen Folgerungen aus dieser und der letzten deutschen Geschichtsentwicklung zieht, wenn er den Begriff der deutschen und anderer Nationen extrapolierend behandelt, wenn er sich die große Nation des Völkerbundes als Ideal setzt und wenn er an der Verwirklichung dieser, heute von ungezählten Millionen brüderlich empfindender Menschen aller Erdteile verfolgten Idee begeistert mitarbeitet? Hat der deutsche Völkerbund „Deutschland" das selbständige Aufblühen der freien Hansastädte, die Entwicklung der 4½ Millionenstadt Berlin und Tausender anderer größerer und kleinerer selbständiger Gemeinwesen gehindert? Kann es im Sinne des z. T. schon verwirklichten, mit gutem Willen weiter auszubauenden und ganz zu entmilitarisierenden allgemeinen Völkerbundes liegen, den Einzelstaaten, z. B. Deutschland, ihre Selbständigkeit in Verwaltung, Wirtschaft und Geistesentwicklung zu rauben? Der engherzige mißtrauische Nationalist, dessen Blick über Deutschlands Grenzen nicht vorurteilslos hinüberreicht, dessen brüderliches Empfinden hier aufhört, wird letztere Frage bejahen.

Ich für meinen Teil wünschte anläßlich des Ehrentages der F. W. V. der T. H. Berlin, daß die junge F. W. V. der T. H. und die gesamten übrigen Bundesbrüder mit mir die Frage freudig verneinen und damit beweisen mögen, daß sie nicht nur in ihrem engeren Berufsfach, sondern auch in weltbürgerlichen Fragen richtig extrapolieren können, und daß sie damit dereinst im Sinne des großen Königsberger Philosophen der einfachen weltbürgerlichen Moral gegenüber der doppelten und vielfältigen nationalistischen Moral mit zum Siege verhelfen.

Mit herzlichem Bundesgruß

Holde.

Gedanken anläßlich des 20. Stiftungsfestes der F. W. V. an der T. H. Charlottenburg.

Stiftungsfeste, besonders wenn sie durch die Rundung einer Jahreszahl zum Jubiläum werden, sind der willkommene Anlaß, das bisherige Schaffen der Vereinigung zu überblicken. Die Erkenntnis vollbrachter Leistungen gibt aber nicht nur die Freude und Befriedigung über den Erfolg, sondern auch das stolze Gefühl des Verpflichtetseins, den Weg des Aufstiegs wie bisher fortzusetzen, wenn möglich sogar noch steiler zu gestalten. G e f ü h l allein verbürgt aber nicht den Erfolg; es muß vom V e r s t a n d geleitet werden. Nach einem treffenden Bilde*) ist das Gefühl dem Motor eines Wagens vergleichbar, während die Vernunft dem Lenker entspricht: Je stärker der Motor, desto vollkommener muß der Führer sein; aber auch je schwieriger das Gelände, um so notwendiger ist die Klarheit geschärfter Sinne.

Es sei dahingestellt, ob unser Gefühl in stärkerem Maße Antrieb ist als je zuvor, oder vielleicht etwas weniger. Eins ist klar: Das Gelände unseres Strebens ist unübersichtlicher, komplizierter geworden. Die Denkarbeit muß uns mehr als je Helfer sein. Diese Notwendigkeit ist gerade in den letzten 20 Jahren — den Entwicklungsjahren u n s e r e r F. W. V. — in ihrer ganzen Schärfe entstanden. Infolgedessen mußte die Wissenschaft auch exakt nicht faßbaren Problemen folgen und eine Wandlung durchmachen, in der wir uns zurzeit befinden, aus der sich auch wichtige Aufgaben für die Vereinigung ergeben.

Ursache unseres Handelns ist das Gefühl. (Mit seinem Wesen beschäftigt sich die Kunst.) Lenker der Tat ist der Denkvorgang. Das Denken kann auf zwei Weisen ablaufen: o b e r b e w u ß t und u n t e r b e w u ß t. Oberbewußtes Denken ist kontrollierbar, infolgedessen die einzig mögliche Grundlage jeder e x a k t e n W i s s e n s c h a f t. (Sein vollkommenstes Anwendungsgebiet ist die Mathematik.) Aus der Kontrollierbarkeit durch jeden anderen folgt die Möglichkeit eines fortsetzbaren Aufbaues: die Entwicklung. Eine Unvollkommenheit oberbewußten Denkens ist die Beschränktheit und Langsamkeit, mit der es dem Menschen möglich ist, bewußte Begriffe zu verknüpfen. Sie verursacht, daß in den komplizierten Lagen der Wirklichkeit und Notwendigkeiten plötzlicher Entscheidungen der oberbewußte Denkvorgang versagt. Hierfür steht uns aber der unterbewußte Gedankenablauf zur Verfügung. Seine Eigenart liegt in (zwar unkontrollierbaren) Assoziationsmöglichkeiten e r l e b t e r Begriffe,

*) Aus dem Aufsatz „Wege zur harmonischen Lebensgestaltung" von Ministerialrat Dr. med. Beyer im Januarheft 1927 der „Räder", Zeitschrift der Technischen Nothilfe".

aus denen Gedankenkomplexe entstehen*), die umfassendste Denkarbeit in kürzester Zeit (unter Ueberspringung logischer Kettenglieder) ermöglichen. Durch Wiederholung gefestigte unterbewußte Denkvorgänge ergeben die Erfahrung. Erfahrung ist aber an die Person gebunden und läßt sich nur in geringem Maße auf den Nachfolger übertragen, ist also wenig entwicklungsfördernd.

In frühester Menschheitsepoche entstanden die Werke nur durch Erfahrungskönnen. Daher die langsame, Jahrtausende fast unveränderte Entwicklung. (Typus: Alt-Aegypten.) Dem Kausalbedürfnis des denkenden Menschen kam die mystische Weltauffassung entgegen, indem in primitivster Weise als Ursache jeder Wirkung eine Gottheit angesehen wurde. Mit der Zeit begann sich ein logisches Gedankengebäude zu entwickeln, erst „rein akademisch" nebenher, gleichsam als Luxus (Antike), dann prinzipiell dem mystischen feindlich. (Galilei.) Nach Erledigung des Einflusses der in sich zugrundegegangenen mystischen Lebensanschauung (Religionskriege) geschieht der prinzipielle Aufbau wissenschaftlichen Denkens in sehr kurzer Zeit; er beginnt im 17. und schließt im 19. Jahrhundert ab. (Leibnitz, Kant.) Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts sind die logischen Erkenntnisse nicht mehr allein zum Aufbau des Weltbildes da, sondern versuchen auch, alles Schaffen zu meistern. Erfahrung soll durch wissenschaftliches Denken ersetzt werden. Diese erstmaligen Bestrebungen finden einen jungfräulichen Boden vor und erringen daher ungeahnte Erfolge. (Entwicklung der Technik, der Medizin in einem knappen Jahrhundert.) In jener Epoche glaubt man, alles restlos wissenschaftlich erfassen zu können (Haeckel, Darwin), die gesamte Natur in ihren Wirkungen aus bekannten Ursachen, die ganze Zivilisation, ja sogar Kultur (!) mittels Ursache — Wirkung aufbauen zu können. (Darstellende Geometrie und Perspektive im Kunstwerk.) Unerwartet traten Hemmungen auf, die sich immer mehr als Hindernisse herausstellten in der Form des Zwiespaltes zwischen Theorie und Praxis. Die wissenschaftlichen Wege versagten schon, bevor nur ein geringer Teil der Umweltsgestaltung gelöst war. In diesem Stadium schien auch die Technik als Schafferin neuer aber unvollkommener Machtmittel alles andere als ein Segen zu werden, eine Erlösungsmöglichkeit noch nicht einmal anzudeuten.

Die allerletzte Zeit erst hat die Unmöglichkeit des Ersatzes jeder Erfahrung durch die logische Ableitung bewußt erkannt und es aufgegeben, die Theorie der Praxis gegenüber auszuspielen. Im Gegenteil, sie nimmt die Erfahrung gern als Bundesgenossin an ihre Seite und versucht nur, die persönliche und zeitliche Gebundenheit der Erfahrung durch wissenschaftliche Auswertung (z. B. in Form der Statistik) allgemein gültig und verwertbar zu gestalten. Hiermit ist die Synthese erreicht zwischen den beiden Machtmitteln des Menschen, der Theorie und der Praxis.

Die Methoden, Erfahrungen durch wissenschaftliche Beobachtung, Sichtung und Beziehungsaufstellung (unter Vernachlässigung der Ursache — Wirkung — Kette) allgemein verwertbar zu machen, sind prinzipiell von der Technik entwickelt worden. Sie werden vom technischen Akademiker erworben, indem er es lernt, die kompliziertesten Vorgänge der Wirklichkeit in einfachster Form (Schaulinie, Aufstellung etc.) zu fassen und zu konzentrieren. Hierdurch ermöglicht er eine ungeheure Rationalisierung seines endlichen Fassungsvermögens der unendlichen Umwelt gegenüber. Wie sehr dieses Verfahren auf allen Gebieten fruchtbar zu wirken beginnt, können wir daran erkennen, daß fast alle Wissens- und Schaffensgebiete es anzuwenden beginnen (Nationalökonomie, Medizin, Handel).

Die erste F. W. V. (Berlin) war im Jahre 1881 gegründet worden, um die geistige Einstellung exakter Wissenschaft auch in das seit altersher persönlich-gefühlsmäßig betriebene studentenpolitische (wie jedes politische) Leben zu tragen. Wissenschaftliches Abwägen als Grundlage jeden sachlichen Strebens zu schaffen, war das Ziel der „Freien Wissenschaftlichen Vereinigung". In diesem Bemühen sollte sie auch von der Vereinigung an der Hochschule bei deren Eröffnung vor 20 Jahren unterstützt werden. Die Entwicklung hat bisher eine gewisse Erfüllung des Prinzipes im Staatsleben, gewisse Ansätze dazu sogar in den Beziehungen der Völker untereinander gebracht. Am meisten zurück steht noch die studierende Jugend; vielleicht weil bei unerfahrenen Menschen das Gefühlsmäßige relativ zu stark vorherrscht und sich infolgedessen von der bloßen Forderung, objektiv zu sein, ungern Fesseln anlegen läßt. Besonders da exakte Wissenschaft, wie oben ausgeführt, vor Wirklichkeitsproblemen, wie der Politik, nur unvollkommene Lösungen gestattet und somit die notwendigen praktischen Entscheidungen der Macht oder Toleranz überlassen muß.

Hier setzt als Möglichkeit des Fortschritts neuerdings die Erfassung der Umwelt durch wissenschaftliche Erfahrungsauswertung ein.

Die F. W. V. an der T. H. muß sich daher zu ihrem 20. Geburtstage ihrer großen Aufgabe bewußt sein: Den einzelnen Techniker über sein Fach hinaus mit diesen allgemeinen Zusammenhängen bekanntzumachen, und die Erkenntnis weiter zu verbreiten, damit sie von der Gesamtheit, der „universitas literarum", aufgenommen werden.

Holger Hesse, F. W. V. Ch., A. H.

*) Z. B. „76" für Straßenbahnlinie 76 mit allem Drum und Dran, wie Fahrstrecke, Fahrplan, Wagengestalt etc.

Entwickelungsprobleme.

In der F. W. V. haben von jeher zwei Gruppen nebeneinander bestanden, die, obgleich sie sich beide nach außen über das Gebot der Toleranz einig waren, auf Konventen und in Diskussionen bezüglich der Ziele der F. W. V. verschiedener Auffassung waren. Ein alter M. B. bezeichnet sie als Statiker und Dynamiker und meint damit — vorerst ganz äußerlich charakterisiert — diejenigen, die in unserer Verbindung eine gewisse kultivierte akademische Geselligkeit suchen, mit den bei uns schon bestehenden Einrichtungen und Ideengängen zufrieden sind und für letztere nach außen hin freimütig eintreten, im Gegensatz zu denen, die mit alledem immer unzufrieden sind, dauernd von der Ueberlebtheit des Toleranzgedankens sprechen und „neue Tendenzen" wollen (wobei sie vielfach das, was sie unter „neu" verstehen, weder deutlich zu sagen, noch gar durchzuführen imstande sind).

Beide Gruppen vermögen gute F. W. V.er zu stellen, denn sie unterscheiden sich nur in der Lebensform, nicht aber im Menschentyp, was daraus erhellt, daß sich die Dynamiker den anderen unmittelbar verwandt fühlen, wenn sie — für Stunden — ihre kämpferische Einstellung aufgeben und daß wiederum die Statiker oft, durch schmerzhafte und umwälzende Erlebnisse gedrängt, zur Gegenseite übergehen.

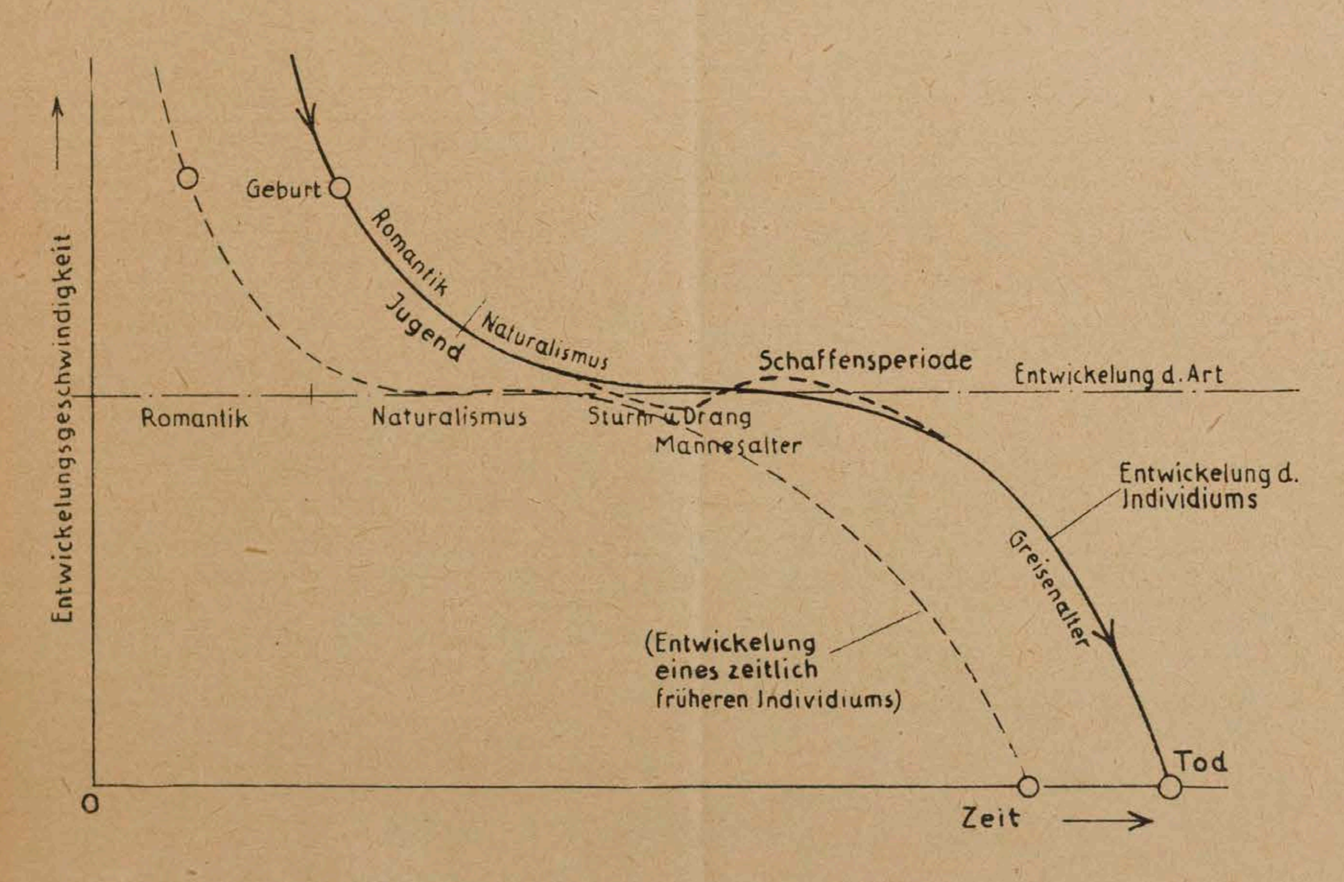
Einigkeit und Harmonie wird sich zwischen Statiker und Dynamiker nie schaffen lassen. Doch lassen sich derart unerquickliche und für das Leben der Verbindungen in keiner Weise förderliche Verhältnisse in Zukunft verhindern, wenn man einander toleriert, anstatt immer wieder auf dieselbe langweilige Weise aneinander vorbeizureden.

Um ein Verständnis anzubahnen, sind die folgenden Zeilen geschrieben, die eine Charakteristik der dynamischen Lebensform geben und daraus entwickeln wollen, zu welchen neuen, eindeutigen „Idealen", besser Forderungen der Typ des Dynamikers aus dem Wesen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart heraus kommen muß. Vorausbemerkt sei, daß es sich hier lediglich um eine Skizze handelt, da die weite Aufgabenstellung, die uns noch dazu zwingen wird, scheinbar nicht zusammengehörige Stoffe miteinander zu verbinden, jede breite Beweisführung an dieser Stelle verbietet.

Entwicklungsmechanik des Individuums.

Biogenetisches Grundgesetz: Häckels biogenetisches Grundgesetz sagt aus, daß das Individuum vor seiner Geburt die Entwicklung der Art durchzumachen hat von der einfachen Zelle bis zu dem komplizierten Organismus, als der es schon geboren wird. Der Vorgang der Geburt schafft nun so einschneidende Aenderungen in der Biologie des Lebewesens nicht, daß man das Gesetz nicht auch für die darauf folgende Zeit gelten lassen könnte. Ich behaupte, daß der junge Mensch zuerst tierisch unbewußt, dann unterbewußt und schließlich bewußt in sich mehr und mehr verzögerndem Tempo die letzten Etappen des Menschheitsweges zurückzulegen hat, bis er die Gegenwart erreicht, die zugleich die Zeit ist, in der sein Entwicklungsprozeß in das stationäre Stadium des Mannes tritt. Hierfür spricht zum Beispiel die Tatsache, daß die Menschen, je später sie geboren werden, um so längere Zeit zur Mannesreife brauchen. Wer hätte vor hundert oder zweihundert Jahren geahnt, daß der heutige Mensch von zwanzig Jahren noch Problematiker sein könnte und im Leben noch nicht aktiv wäre.

Diagramm: Die Mechanik der menschlichen Entwicklung kann demnach durch das folgende Diagramm veranschaulicht werden:



Das Leben entspricht in diesem Sinne einer dauernden Verausgabung von mitgegebener, kinetischer Energie an den Widerständen, die die Außenwelt entgegenstellt. Zuerst unter der Obhut der Eltern eine fast unirdische Entwicklungsschnelligkeit, die nach und nach erlahmt. Dann ein Gleichgewichtszustand, oft sogar, wenn die Potenz des Betreffenden ausreicht, Kräfteüberschuß während der „Schaffensperiode", der den Karren der Menschheit selbst bewegen hilft.

Verknüpfung der Entwicklung des Individuums und der Entwicklung der Menschheit:

Das Mannes- und Greisenstadium interessieren uns hier nicht. Prüfen wir dagegen den ersten Teil der Kurve an unserer Erfahrung. Für den erwachsenen Mann der heutigen Zeit ist Jugend der Inbegriff der Romantik, weil seine Jugend schwärmerisch und romantisch war. Wir haben die Romantik bereits frühzeitig überwinden gelernt. Unsere Jugend gestaltete sich, schlagwortmäßig gesprochen, naturalistisch, das heißt, wir wälzten in unserem Innern vorwiegend das, was die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts an Wissenschaft und Kunst erarbeitet hat. Mancher von uns ist bereits soweit, auch dieses Stadium der individualistischen Bildung abreagieren zu müssen und Neuland zu suchen. Innere und historische Entwicklung münden ineinander. An diesem Punkt ist der Mensch beim Heute angelangt. Hier muß er aus eigenen Kräften weitergehen als Führer der Zeit oder von ihr aufgesaugt und mitgerissen.

Also ist der Mensch nicht, wie der Individualismus annahm, ein Individuum, ein Punkt, sondern ein Linienelement in der Kurvenschar des Menschheitsstromes. Mag er sich noch so frei kristallisiert fühlen, er ist ein lebhafter Ausdruck seiner Zeit. Durch ihn gehen die Stränge einer Entwicklung höherer Größenordnung. Somit gibt es neben, nach meiner Auffassung sogar über dem individuellen, vertikalen Glück des statischen Empfindens ein dynamisches, horizontales Glück: das anhaltende, freudige Gefühl, das Joch der Gegenwart auf seinen Schultern zu tragen und das Fragezeichen, das die noch ungestaltete Zukunft einem dauernd entgegenstellt, mannhaft zu zerbrechen. Nietzsche sagt: „Ich frage nicht nach meinem Glück, ich frage nach meinem Werk!" Das Werk ist das Glück des Dynamikers.

Entwicklungsmechanik der abendländischen Menschheit:

Der Dynamiker erscheint uns also nunmehr als ein Mensch, dessen Entwicklung dieselbe Richtung nimmt, wie die der Menschheitsgruppe, in der er lebt. Mehr noch: er ist mit dem Leben derselben verwachsen und hat an ihm tätigen Anteil. Um uns über die Art derselben klar zu werden, haben wir uns nunmehr in ganz groben Umrissen mit der Entwicklungsmechanik der abendländischen Menschheit und mit dem um die Gegenwart herumliegenden Ausschnitt derselben zu befassen. Ueber die hier gebrauchte Geschichtsauffassung ist zu sagen, daß wir die Vergangenheit nicht als Werk großer Männer, wie Carlyle, nicht als Ergebnis äußerer

Umstände, wie die materialistische Geschichtsauffassung, auch nicht als Spiel des Zufalls, wie Th. Lessing ansehen, sondern als eine große, eigenlebige Gestalt, die sich in Funktion zurzeit entwickelt. Ist der Zeitpunkt eindeutig herausgegriffen, so kann auch der Entwicklungsstand keine Mehrdeutigkeit aufweisen. Und dieser Querschnitt stellt sich wiederum nicht als eine amorphe Summe (Sandhaufen) mehr oder minder auskristallisierter Individuen dar, sondern als eine Gesamtheit von sehr vielen Gliedern, deren jedes — auch das seine Zeit verneinende — das Wesen des Ganzen widerspiegelt in seinem Sein und seinem idealen Wollen. Wie die betreffende Epoche zur über die Kategorie „Zeit" erhabenen Idee der Menschheit, deren partiale Ableitung nach der Zeit wir eben „Geschichte" nennen, gelegen ist, so sind auch die Ideale und die Aufgaben, die jeder einzelne, sofern er klaren Kopf besitzt, sich stellen muß. Doch davon später noch!

Ost-West-Pendel:

Diese in der Kürze dieses Aufsatzes etwas radikal geschilderte Auffassung gibt uns das Recht, den dicken Strom der abendländischen Entwicklung in eine Linie zusammenschrumpfen zu lassen. Leo Frobenius hat sie das „Ost-West-Pendel" getauft und durch umfangreiches Kastenmaterial belegt, daß sie weit im Osten in einer Zeit, deren Kulturgut der Mythos und das mythische Märchen waren, begann, sich dann auf den Weg nach dem Westen machte. In allmählichem Uebergang folgten nun die Epochen der Entstehung der Weltreligionen, weiterhin die philosophisch-wissenschaftliche (Humanismus in weitem Sinne) und schließlich, im Westen bis nach Amerika übergreifend, die wirtschaftlich-technische Epoche, an deren Beginn wir heute stehen.

Die weiße Menschheit, diese gewaltige, sich entwickelnde Gestalt, geht also den Weg ihrer eigenen Manifestation, ihrer eigenen Verwirklichung. Anfangs von konzentrischer, hochwertiger Energie stirbt sie allmählich den Entropietod. Ihr Machtbereich, ihr Volumen, vergrößert sich, aber ihr Eros mattet ab.

Diese nach unserem Gefühl absteigende Linie bleibt uns indessen gleichgültig. Es wäre töricht, wenn man etwa ihretwegen überhaupt als junger Mensch, der vor die Notwendigkeit, sein Leben zu erfüllen, gestellt ist, lamentieren wollte; Spenglersche Resignation ist überflüssig; denn das Leben der Menschheit ist von so unweit höherer Größenordnung, als unser winziges Leben, daß uns jede Uebersicht fehlt. Wir können eben nur auf Grund der historischen Entwicklung konstatieren.

Kampfmittel des heutigen Dynamikers:

Wichtigeres und Konkreteres lehrt uns das Ost-West-Pendel. Es verdeutlicht uns nicht nur den Entwicklungssinn, sondern auch den heutigen Entwicklungsstand der Menschheit, zeigt uns, daß das „Kulturgut" der Gegenwart — ich gebrauche mit Absicht gerade dieses Wort — ob mit, ob gegen unseren Willen unwiderruflich die Zivilisation ist. Daraus ergibt sich für den Dynamiker die Folgerung, sich im Sinne der Zivilisation zu betätigen, seinem idealen Wollen mit modernem Werkzeug, das heißt durch technisch-wirtschaftliche Mittel zum Siege zu verhelfen. Mit Philosophie, Religion, Moral und Bücherschreiben wird er nichts ausrichten wollen, weil heute keines dieser gewiß schätzenswerten Kampfmittel der Idee ihm jene Machtstellung in der Gesellschaft verschafft, die allein zur äußeren Verwirklichung von Idealen führen kann.

Ideale des Dynamikers:

Der Dynamiker spricht entsetzlich viel von Entwicklung, doch nur ungern. Ihm scheint die Tatsache, daß die Menschheit sich zeitlich bewegen muß, ein Uebel. Je reißender diese Bewegung ist, desto mehr fühlt er sich entfernt vom wahrhaft menschlichen Wesen, das über die Zeit erhaben ist. Sein Streben ist senkrecht zur Entwicklungslinie, aus der Welt der Erscheinungen heraus gerichtet. Aber andererseits ist er an sie gebunden und kann nur, dieses schwere Kreuz auf dem Rücken, seinem idealen Wege folgen. So ist er ein echter Pionier der Kultur; er will seiner Zeit geistigen Wert und seelischen Inhalt geben, dies um so heftiger und energischer, je weniger davon er in ihr vorfindet.

Bleibt nur die Aufgabe zu zeigen, daß und weshalb unserer Zeit echte Kultur fehlt und wie der Dynamiker — von anderen noch unbemerkt — längst am Werke ist, diese neu zu schaffen und die Existenzberechtigung dieser Lebensform ist erwiesen.

(Weitere Ausführungen folgen.)

Erich Guttmann, F. W. V., Charl. X.

Die moderne Wissenschaft und der moderne Student.

Im Laufe des Winters hielt der Bundespräside A. H. Erich Levy, in der Berliner F. W. V. einen Vortrag über den „Akademiker in der Jetztzeit", der im wesentlichen auf einen Vergleich der Bedeutung und der Aufgaben des Akademikers heute und vor dem Kriege hinauslief.

Die Hauptpunkte waren die, daß, während in und vor dem Kriege der Akademiker als besondere Klasse angesehen sein wollte, er in und nach dem Kriege ein völliges moralisches und intellektuelles Versagen hat erkennen lassen: intellektuell, da er mit einer durch keinerlei historische Einstellung getrübten Kritiklosigkeit in den Krieg hineinging und so bis 1918 mitmachte, moralisch, weil eben diese Kritiklosigkeit ihn verhinderte, die bewußte Verbreitung historischer Unwahrheiten und Unsinnigkeiten zu erkennen, ihr entgegenzutreten und auf Aufklärung einer irregeführten Volksmeinung hinzuwirken. Statt dessen verharrten die Pächter der Bildung in einem Servilismus, den sie moralisch unter dem Deckmantel eines aufgeklärten Liberalismus verbargen und zu rechtfertigen suchten.

Der Erfolg war, daß nach der Katastrophe jede Achtung verloren ging, und der Akademiker wie früher über-, so jetzt unterschätzt wurde, woraus der heutigen Generation die Aufgabe erwächst, nach endlich eingetretener Ernüchterung durch intensive Arbeit eine ihren Leistungen entsprechende Stellung wiederzuerobern, die auf mehr als auf Geld, Titel und Orden ruht.

Hierzu sich und die anderen zu erziehen, muß Aufgabe des modernen Studenten sowie auch einer Verbindung sein, eine Aufgabe, deren Erfüllung, nach Meinung des Vortragenden, die heutige Aktivitas ferner steht als die vor 35 Jahren, die sich nicht darauf beschränkte, Vorträge Prominenter entgegenzunehmen, sondern in eigener Arbeit ein Wissenschaftsgebiet nach dem anderen sich anzueignen bemüht war. —

Nun stehen dem aus zweierlei Gründen Schwierigkeiten entgegen: Einmal war die materielle Situation des Studenten vor 35 Jahren durchschnittlich eine unverhältnismäßig günstigere als heute; allerdings mag dazu auch die sehr viel größere Anspruchlosigkeit der damaligen Generation beigetragen haben.

Zum zweiten aber sind die Möglichkeiten der umfassenden Bildung, die der Akademiker vor 35 Jahren als selbstverständlich erwarb, die in der Kriegsgeneration bereits zu wünschen übrig ließ und heute eine Rarität ist, heute sehr viel geringer. Denn das Fachstudium, das damals durchaus die Möglichkeit allgemeingeistiger Nebenbeschäftigung offen ließ, verbietet heute infolge seiner Ausdehnung jede Zersplitterung, außer vielleicht in den allerersten Semestern, wo der Fuchs aber wiederum nach nicht großen Gedanken ohne weiteres gerecht werden kann. Hier hat die F. W. V. nun das zu übernehmen, was früher die nebenbei belegten Collegien leisteten; und das erfordert natürlich eine große Anstrengung; jedoch ist unbedingt

noch, daß diese aufgebracht werde, um die Einseitigkeiten des Fachstudiums wenigstens notdürftig zu kompensieren. — Soweit der Vortragende

Es scheint mir aber sicher, daß es verfehlt wäre, zum mindesten nur in dieser Hinsicht das Heil für den modernen Studenten zu suchen. Denn es bestehen Unterschiede zwischen dem Studenten vor 35 Jahren und dem von heute, die der Vortrag des A. H. Erich Levy nicht berücksichtigen konnte, weil sie nicht speziell den Akademiker betreffen, sondern allgemeinen Charakters sind.

Es ist klar, daß zuletzt der Student als solcher abhängig ist von seinem Studium, seiner Wissenschaft, und daß das, was ihn charakterisiert, sich verändern wird mit den Charakteristika der Wissenschaft. Grundlage einer jeden intellektuellen Beschäftigung ist immer eine bestimmte geistige Haltung, die sich um so weniger individuell variieren läßt, als der Gegenstand der Beschäftigung selbst solche Variationen zuläßt, weniger also bei den Naturwissenschaften als bei den Geisteswissenschaften; niemals aber ist diese geistige Haltung ganz persönliches Eigentum, sondern sie ist das, was uns eine Spanne Zeit als ein Ganzes, als kulturgeschichtliche Epoche erscheinen läßt, also etwas sehr allgemeines, das, was man meint, wenn man vom Geist einer Zeit spricht.

Diese geistige Haltung einer Zeit ist an sich etwas Abstraktes, das nur erkannt werden kann in seinen Konkretionen, das heißt in den Leistungen der Zeit: davon daß diese einen gemeinsamen, bestimmten Stil zu haben scheinen, schließen wir zurück auf die Existenz einer solchen. primären richtunggebenden, allgemeinen vorpersönlichen Haltung.

Aendert sich einmal diese Haltung, so „ändern sich die Zeiten"; es ändern sich die Stile der Leistungen, ohne daß sich die Leistungsgebiete zu verschieben brauchen; und deshalb kann der, der nur auf die in der Zeit bestehende Konstanz der Inhalte geistigen Lebens sieht, die Form dieses Lebens aber von den Inhalten bestimmt glaubt, wie es allzeit der fachwissenschaftliche Pedant tat, leicht die grundlegenden Aenderungen übersehen.

Zu diesem Uebersehen hat allenfalls der fertige Mensch einiges Recht, der etwas geworden ist, weil er verwurzelt ist in einer bestimmten Zeit, aber auch das wird bestritten; niemals aber darf es der junge Mensch und vollends nicht der junge Akademiker, dessen Aufgabe ist, Führer im Wachsen und Werden seiner Zeit zu werden. Das ist leicht, wenn durch längere Entwickelung der Weg schon vorgezeichnet, nur noch der Ausbau vonnöten ist; schwer aber, wenn es gilt, in einer Uebergangszeit zu erspüren, wo hinaus es will, was sich herauskristallisieren wird.

Daß sich seit der Aktivitätszeit des A. H. Levy die Zeiten änderten, ist heute jedem klar; wie sie sich änderten, ziemlich unklar. Jedoch haben sich im Laufe der Jahrzehnte Symptomkomplexe herausgebildet, die die ungefähre Richtungsänderung erkennen lassen.

Von diesen interessiert uns hier die Gruppe der Wissenschaften als das, was den Studenten zumeist angeht.

Die großen Gebiete der Wissenschaften sind dieselben geblieben. Aber die Art, wie man an sie herangeht, hat sich gewaltig verändert, eine Veränderung, die man bewerten mag wie man will, die fachlich und sachlich, wie man es heute versteht, die Wissenschaften bestimmt gewaltig gefördert hat, die aber auch dem wissenschaftlichen Arbeiten seine größten Reize genommen hat.

Kurz formuliert kann diese Aenderung so lauten: Dem modernen Wissenschaftler ist jeder Zusammenhang zwischen seinem Fachgebiet und dem Allgemeinmenschlichen verlorengegangen; an dessen Stelle ist teils die Beziehung zur Praxis, teils das bloße Interesse am Stoff selbst getreten.

Das ist so gemeint. Aus der Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts ist jedem, der sie kennt, bekannt, daß diejenigen, die die größten Ergebnisse hervorbrachten, einerlei auf welchem Gebiet, Geschichte Naturwissenschaften oder sonst etwas, Männer von einem gewissen Universalismus waren, die zum Teil dem Leonardoschen „Ideal des Luonso universale" recht nahe gekommen sein mögen. Ich nenne nur: J. v. Müller, Darwin, Helmholtz, Mommsen, Du Bois Reymond, die naturwissenschaftlich gut vorgebildeten Philosophen der Epoche, zum Beispiel Wundt und als letzten dieser Zeit mit weniger Geist als dilettantischem Interesse, als unverkennbarem Streben Haeckel.

Allen war gemeinsam, daß sie ihre Wissenschaft niemals als Sache für sich nahmen, sondern immer sie eingebettet sahen in einen großen Kreis makro- und mikrokosmischen Geschehens, denen Einheit, ihnen zwar intuitiv klar, wissenschaftlich aber noch nicht bewiesen, ihnen nun eben, jedem auf seinem Gebiet, ihre Aufgabe stellte. In Momenten der Selbstbesinnung entstanden dann solche Schriften und Reden wie die Ignoralismusrede von Du Bois-Reymond, Haeckels Welträtsel; sie waren keine Philosophen, aber hatten wenigstens die nötige Achtung und Bescheidenheit, die selbstverständliche Einsicht in die Andersartigkeit und teilweise Ueberlegenheit dieser Disziplin. Die Grundfragestellung, die sie zu ihrer Forschung antrieb, war: Was ist wahr? Das heißt, sie hatten das, was man, seit dem man es nicht mehr hat, in das Schlagwort vom gambischen Drang preßte, wenn auch nur auf sehr bourgeoise Manier in Schlafrock und Filzpantoffeln (heute ist beides unmodern). Was ist wahr? Das heißt, was von dem, was uns umgibt, geschichtlich wie räumlich, ist wesenhaft beteiligt am Aufbau der Welt, was davon kann wesentlich sein für die Ueberwindung der psychophysischen Kluft, wie es die damalige Naturphilosophie ausdrückte.

Aus dieser Fragestellung ergab sich eine sehr bedeutende Einteilung des Stoffes: in wesentliches und unwesentliches, wichtiges und unwichtiges, allgemeines und spezielles. Man betrachtete auch noch als Spezialist sein Gebiet sub specie aeternitatis. Und man lehrte auch sub specie aeternitatis: ein Kolleg dieser Klassiker der Wissenschaft verfehlte nie, auf die großen Zusammenhänge hinzuweisen und sich von ihnen in der Disposition beeinflussen zu lassen.

Die Wissenschaft war, so betrachtet, also nur Mittel zum Zweck der Befriedigung des Erkenntnisdranges, oder, modern ausgedrückt, eines „verdrängten metaphysischen Bedürfnisses und Unbefriedigtseins, das durch fachwissenschaftliche Betätigung kompensiert wurde".

Worauf es also ankommt ist, daß das Interesse am Stoff, am bloßen Was ist? nicht das Primäre war.

Heute ist es anders. Punkt für Punkt kann man zeigen, daß alles ins Gegenteil verkehrt worden ist. Der Universalismus zunächst ist in der modernen Wissenschaft dem Spezialismus gewichen, das heißt, das Interesse am Wesentlichen, am was davon ist wahr? des Stoffes dem der Kenntnis, des bloßen Was ist? des Stoffes überhaupt. Dadurch allerdings sind die Kenntnisse ungeheuer gefördert worden, so daß gar keine andere Methode als die spezialistische mehr möglich ist. Mit dem Universalismus aber verschwand auch die allgemeine Bildung, die damals durchaus noch nicht eine Phrase war, wie heute, und diesen Verlust zu konstatieren, hat man heute in den Collegien in erschreckendem Maße Gelegenheit, wenn man auf die sprachlichen Leistungen achtet, die da manchmal produziert werden.

Der tieferen Beziehung zu dem Grundproblem menschlichen Denkens ist also das Studium der Oberfläche gefolgt. Damit hängt zusammen, daß die moderne Wissenschaft so anonym geworden ist. Namen wie Helmholtz, Mommsen usf. bedeuten uns immer mehr als ein Kapitel Wissenschaftsgeschichte, sie bedeuten dem, der sie zu lesen versteht, immer eine Persönlichkeit; solche alleinstehenden Namen gibt es heute aber kaum mehr, wir haben immer Konsortien, wie den Relativitätskonzern Einstein-Lorentz-Minkowski-Laue-Weyl, oder wir haben Schulen. Die Oeffentlichkeit kennt nie mehr die Persönlichkeiten, nur immer Sachleistungen, die unter einem Namen gehen, der ebensogut anders sein könnte.

Das alles kann kein Vorwurf sein, weil es nun einmal Geschichte ist, und Geschichte das einzige ist, bei dem Kritik sinnlos wird; man muß sich, soweit man noch nicht selbst der Entwicklung angepaßt ist, anzupassen suchen, das verlangt die historische Konsequenz; man kommt in die Gefahr, ein Rückwärtser zu werden.

Besonders wenn man daran denkt, daß die Entwicklung ja nicht nur Negatives gebracht hat.

Denn es ist ja nicht ein Verschwinden, sondern eine Umwertung aller Werte eingetreten; einiges, was früher wertvoll war, hat anderem Platz machen müssen, und dieses andere liegt auf dem Gebiete der Praxis im ursprünglichsten Sinne.

πράττειν heißt handeln, und in der Tat ist heute alles das „modern", am höchsten bewertet, was Handlung, Aktivität, Lebensgestaltung vom Menschen verlangt, so zwar, daß er dabei immer mitten im Getriebe steht, nicht sich zurückzieht und auf Anerkennung wartet, sondern Anerkennung erwirbt; daher die plötzliche Allmächtigkeit des Kaufmanns, des Industriellen, daher deren Ueberlegenheit gegenüber dem Akademiker, die nicht wegzuleugnen ist.

Aber diese Ueberlegenheit kann nicht dadurch überwunden werden, daß man sich zurückzieht in die Behaglichkeit einer Wissenschaft, eines theoretischen Lebens, sondern indem man in rechtzeitiger Erkenntnis der Notwendigkeiten die Wissenschaft einordnet in diesen modernen Lebensstil, sie nicht mehr betreibt zwecks Erreichung von Erkenntnissen (das versteht heute kein Mensch mehr), sondern zur Erreichung von Anerkennung, als Mittel zum Lösen theoretischer und praktischer Probleme im weiteren Sinne, und, wo die Art der Wissenschaft beides nicht gestattet, indem man den Machttrieb, der heute die Grundlage moderner Vitalität bildet, sich wissenschaftlich austoben läßt, d. h. versucht, den Stoff bis in die kleinsten Kleinigkeiten, die fernsten Ecken zu erleuchten, gleich ob es sich dabei um Wesentliches handelt oder nicht; es ist kein Dienst der Menschen an der Wissenschaft, sondern ein Dienst der Wissenschaft für den Menschen, um die moderne Auffassung kurz zusammenzufassen.

Das klingt sehr schroff, sehr hart, sehr kritisch. Aber wenn man die Zeitungen liest, die über wissenschaftliche Ergebnisse berichten oder Reklame für sie machen (auch das ist ganz gewöhnlich), in jedem Fall sie als Sensation zu bringen versuchen in der gleichen Manier, wie eine unerwartete kaufmännische Transaktion, eine technische Neuerung berichtet wird, dann sieht man ein, daß es wahr ist, was mir ein Kaufmann einmal so formulierte: „Wo ist denn ein Unterschied zwischen uns und euch? Wir handeln mit Ware, und Ihr handelt mit Wissenschaft." Als ich das vor mehr als einem Jahre hörte, war ich entsetzt, heute glaube ich zu wissen, daß er nur das Kind beim Namen nannte.

Nun ist es aber so, daß der junge moderne Akademiker noch lange nicht das Zeug dazu hat, vermittels seiner Wissenschaft sich eine Stellung zu schaffen im oben gezeigten Sinne. Denn die Ambitionen, wie sie der moderne Kaufmann z. B. hat, sind nicht, ein Vielverdiener zu werden, sondern ein Mann von Geltung, zwar wohl reich, aber nicht wie dieser und jener; Leistung und Persönlichkeit sind erste Anforderungen der Praktiker, und sind leider oftmals das, was dem Akademiker fehlt.

Unsere modernen Studenten haben dies zu erkennen, haben ihren wissenschaftlichen Apparat zu beherrschen, wie der Kaufmann den komplizierten Apparat des Handels beherrscht, und mit diesem Rüstzeug ausgestattet, sollen sie nun nicht verdienen, sondern Führer werden, sich ein Material schaffen, das im Handel mit Wissenschaft etwas gilt, und für dieses Material ihr eigener tüchtiger Reisender sein, das verlangt die Beherrschung nicht nur der theoretischen Künste, sondern auch der praktischen der Menschenbehandlung, Lebenstechnik. Und diese zu verleihen, muß heute Aufgabe einer modernen Verbindung sein. Organisieren, führen muß der moderne Student lernen, Geistesgegenwart besitzen, nicht Professor zu werden, sondern kämpfen und sich durchsetzen ist der Sinn des modernen Studiums. Dazu ist m. E. die F. W. V. und der B. F. W. V. geeignet; hier gibt es Organisation, Verantwortung, auf Konventen und Kartelltagen Möglichkeit genug, führen und leiten zu lernen, Menschen nehmen zu lernen; deshalb ist auch die Hochschulpolitik keine „Schauterei", Kinderei, sondern ein willkommenes Uebungsfeld für den berufsmäßigen Theoretiker, sich praktisch zu üben. Und in dieser Hinsicht unter den modernen Studenten zu wirken, darin sehe ich die Aufgabe des B. F. W. V.

Erwin Levy, F. W. V., Berlin.

Die Bedeutung des Werkstudiums.*)

Die Not ist die beste Triebfeder für technische Fortschritte, sie bewirkt auch Umbildungen unserer Lebens- und Arbeitsformen, deren Tragweite erst viel später erkannt werden kann. So schuf die Inflationszeit mit ihren furchtbaren wirtschaftlichen Drangsalen einen bisher in Deutschland fast noch unbekannten Typus der studierenden Jugend, den Werkstudenten. Ich betone in Deutschland unbekannt, denn lange vor uns ist Amerika bereits diesen Weg gegangen, nicht aus wirtschaftlichen Rücksichten des Einzelnen, die bei uns den Studenten zum Gelderwerb zwangen, sondern in der Erkenntnis der überwiegenden Bedeutung praktischer Ausbildung gerade für diejenigen, die später einmal an führender Stelle wirken wollen. Hierin besteht auch der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Ausbildungsziel beider Nationen. In Deutschland Erziehung zu eigener wissenschaftlicher Tätigkeit; sie gab uns im Dieselmotor, in der chemischen und Farbindustrie, im Elektromotor und im Luftschiff die genialsten Erfindungen der Neuzeit. In Amerika Vorbereitung für die Praxis durch sie selbst unter Zuhilfenahme exakter Forschung; als letztes Beispiel Henry Ford, in dessen Betriebe sich kein Ingenieur oder Betriebsleiter befinden soll, der nicht als einfacher Arbeiter seine Laufbahn begonnen hat.

Die riesige wirtschaftliche Entwicklung der letzten 20 Jahre hat das Bild der unbedingten Vormachtstellung der reinen wissenschaftlichen Forschungen zugunsten organisatorischer, fabrikatorischer Rücksichten verschoben. Auch die europäische Industrie mußte sich, wollte sie nicht ruhmlos geschlagen zurückbleiben, umstellen. Rücksichten auf individuellste Behandlung des Abnehmerkreises traten zurück hinter der Sorge um den Massenabsatz, um die Gesamtheit als Kunden, die auch in Europa mit der Stabilisierung unserer Wirtschaft immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Auch auf den Ingenieur, von dem hier gesprochen werden soll, konnte diese Umstellung unserer Betriebsformen und Ziele nicht ohne tiefgehenden Einfluß bleiben. Das technische Studienziel des Einzelnen wurde stark erweitert, von Erziehung zum Spezialistentum kam man zu möglichst umfassender allgemein technischer Ausbildung, ohne deshalb die Wissenschaftlichkeit, die uns später eigene weitere Arbeit ermöglichen soll, zu vernachlässigen. Auf allgemeine Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaft, Fabrikbetriebe und Fabrikorganisation wird erhöhter Wert gelegt und entsprechende Disziplinen neu in den Studienplan aufgenommen. Vor allem aber steigt die Wertschätzung der neben dem Studium herlaufenden praktischen Ausbildung. Vielfach wird von der Industrie nach der Zeit des Werkstudiums gefragt, in zweiter Linie erst nach den akademischen Zeugnissen. Besprechungen zwischen Industrie und Professorenschaft zur Verlängerung der bisher vorgeschriebenen einjährigen Ausbildungszeit zeigen, wohin die Entwicklung geht und welch großer Wert im Kennenlernen des Fabrikbetriebes liegen muß. Wenn ich jetzt versuchen will, die Bedeutung des Werkstudiums für den angehenden Ingenieur zu skizzieren, so tue ich dies auf Grund der Beobachtung, daß vielfach diese Zeit der Fabriktätigkeit als notwendiges Uebel angesehen wird, das man so bequem wie möglich zu umgehen suchen sollte.

Der Wert der Werkstättenausbildung liegt auf technologischem, fabrikatorischem und sozialem Gebiet. Die beiden ersten Zweige sind durch das oben Gesagte ausreichend begründet. Der Ingenieur von heute kann sich nicht mehr ausschließlich von konstruktiven Ge-

*) Photogr. Aufnahmen zu obigem Thema siehe 3. Umschlagseite.

sichtspunkten (die bei unseren Hochschulkonstruktionen fast überall noch ausschlaggebend sind) leiten lassen, er muß auf billigste Herstellung im Schema einer Serienreihe bedacht sein, die ihn mehr an das Normenblatt als an seine wissenschaftlich gefundenen Formeln kettet. Typisierung, ja sogar Standardisierung heißt die Losung unserer Wirtschaftsepoche. Arbeit unter diesen Bindungen ist ohne eingehende Kenntnis der technischen Materialien, ihrer Bearbeitung und Verwertungsmöglichkeit undenkbar. Beobachtungsvermögen ist hier das einzige, was von dem Volontär verlangt wird; Beobachtung der Arbeit von Menschen und Maschinen. Von keinem Konstruktionsingenieur wird verlangt, daß er eine Welle mit derselben Präzision dreht, schleift oder fräst, wie der gelernte Arbeiter, doch nie wird er als Betriebsleiter diese Arbeiten beurteilen oder gar Verbesserungen an ihrer Ausführung ersinnen können, wenn er nicht in eigener praktischer Tätigkeit ihre Schwierigkeiten und Möglichkeiten kennen gelernt hat. Daher kein falscher Ehrgeiz im Wettbewerb mit den Arbeitern, sondern beobachten, wie es der Tüchtige, wie der mittelmäßig oder darunter Veranlagte anfaßt, und hieraus seine Schlüsse ziehen.

Das gleiche gilt für organisatorische Erkenntnisse. Der Werkstudent verfolge einmal die Herstellung des Fabrikationsgegenstandes vom Eintreffen des Rohmaterials auf dem Fabrikgelände bis zum Abtransport des Fertigprodukts. Er beachte die Wirkung von Pausen auf die menschliche Arbeitskraft, die Auswirkungen der verschiedenen Löhnungsmethoden, Einflüsse von Beleuchtung und Wärme auf die Schaffenskraft; er merke sich die Ausnutzungsfähigkeit von Maschinen, die Güte und Nachteile der einzelnen Transportmittel; und auch wenn er alles zunächst, ohne viel Kritik zu üben, in sich aufnimmt, später treten diese eigenen Erfahrungen neben die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und werden dann die aufgewandte Zeit vielfach lohnen.

Der Werkstudent, der sich hiermit begnügt, mag ein tüchtiger Konstrukteur werden, für seine Ausbildung als späterer Betriebsingenieur oder Leiter hat er das Wichtigste vergessen, die Fühlungnahme mit dem Arbeiter als Menschen. Die alte Form der patriarchalischen Fabrikführung ist vorüber. Unternehmer, technische und kaufmännische Angestellte und Arbeiter können nicht mehr wie früher nebeneinander her arbeiten; Gemeinschaftsarbeit kann allein im letzten Sinne rationell wirken. Werksgemeinschaft wird als die Betriebsform der Zukunft genannt. Auch hier setzt sich der unserer Zeit typische Gemeinschaftsgedanke durch, die Erkenntnis, daß Arbeit nur dann am fruchtbarsten sein kann, wenn alle beteiligten Teile dasselbe Ziel vor Augen haben, in unserem Falle das Gedeihen des Unternehmens. Der angehende Ingenieur muß erkennen, daß sein ganzes späteres Berufsleben ihn mit dem Arbeiter zusammenkettet, daß er dauernd gezwungen sein wird, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Der alte Machtstandpunkt der werktätigen Bevölkerung gegenüber ist heute wohl allgemein aufgegeben. Selbst Amerika, das eine soziale Frage infolge der hohen Arbeiterlöhne garnicht in der europäischen Bedeutung kennt, räumt diesen durch Einrichtung von Betriebsrätestellen eine mitberatende Stellung im Gesamtbetriebe ein. Doch unsere Aufgabe ist weitergehend. Die Arbeiterschaft bildet eine eigene Klasse (ob es auch einen Arbeiterstand gibt, soll in diesem Rahmen nicht untersucht werden), unter besonderen Lebensbedingungen, mit eigenen Anschauungen, mit typischer Mentalität. Wo aber haben wir Gelegenheit, diese kennen zu lernen, wenn nicht im Betriebe, in dem der Werkstudent dem Arbeiter äußerlich völlig gleichgestellt ist, oder es wenigstens sein sollte. Wir müssen uns hüten, durch Betonung unserer andern gesellschaftlichen Stellung eine gefühlsmäßige Kluft zu schaffen, die beim Arbeiter von Anfang an besteht; sieht er doch meist in uns seine zukünftigen Vorgesetzten. Mit Offenheit und Interessenahme an den ihm nächstliegenden Fragen gelingt es meist, das uns entgegengebrachte Mißtrauen zu überwinden. Vorurteilslos sollten wir ihm gegenübertreten, und vieles werden wir dann über sein Fühlen und Denken hören, über seine Hoffnungen und Enttäuschungen, und so nur werden die nötigen Vorbedingungen für spätere reibungslose und fruchtbringende Zusammenarbeit geschaffen.

In jeder Werkstatt, in der ich bisher tätig war, fand ich einige Arbeiter, denen ich auf diese Art näher kam, und von vielen bleibenden Eindrücken könnte ich hier berichten. Wem es wie mir gestattet war, im Sommer 1923, den Zeiten der schlimmsten Inflation, an sämtlichen Betriebsversammlungen teilzunehmen, der wird dann auch imstande sein, sich ein eigenes Bild über den Arbeiter als Menschen und als Masse ein Urteil zu bilden, das unabhängig ist von subjektiver Darstellung anderer. Mögen es unsere jüngeren Bbr. Bbr., die als Werkstudenten tätig sind, als eine Probe ihrer psychologischen Fähigkeiten ansehen, den Arbeiter aus seinen eigenen Darstellungen kennen zu lernen. Dann werden sie auch in ihm den Menschen erkennen, der geeignet ist, in gleicher Reihe mit Ingenieuren und Unternehmern am Gedeihen unserer Gesamtwirtschaft und unseres Volkes mitzuarbeiten, dann erst wird die Zeit des Werkstudiums nutzbringend ausgefüllt sein.

Rudolf Golde, F. W. V. Charl. (X), F. M.

Student und Volkstum.

Jahrhundertelang ist der deutsche Student eng mit dem Volkstum der gesamten Nation verwachsen gewesen. Wir können uns das ausgehende Mittelalter nicht ohne die Gestalt des fahrenden Scholaren vorstellen und man wird keine Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts schreiben können, ohne der wichtigen Rolle zu gedenken, die die Studentenschaft für das gesellschaftliche und geistige Leben jener Zeit gespielt hat. Die Stürme der napoleonischen Kriege haben dann die akademische Jugend mit dem Gesamtvolke enger denn je zusammengeschweißt. Die Deutsche Burschenschaft war eine im besten Sinne volkstümliche Bewegung, die Bannerträgerin im Kampf um das schwarz-rot-goldene Ideal aller Vaterlandsfreunde. Im Sturmjahr 1848 standen auf den Barrikaden in Berlin, in der Bürgerlegion in Wien und bei der Lola-Montez-Affaire in München Studenten und Bürger Schulter an Schulter.

Die geistige Stagnation, die mit dem äußeren Aufstieg des Deutschen Reiches eintrat, hat die Verbundenheit des Akademikers mit den übrigen Volksschichten mehr und mehr gelöst. Mit demselben Unverständnis, mit dem hundert Jahre früher der Adel dem Bürgertum und seinen geistigen Werten gegenüberstand, begegnete jetzt das Bürgertum dem aufstrebenden Arbeiterstand und seinen Ideen. Es ist auch bezeichnend, daß in dieser Zeit an den deutschen Hochschulen der Antisemitismus Wurzel faßte, eine Bewegung, die in Deutschland niemals wirklich volkstümlich gewesen ist. Man durfte hoffen, daß die Gemeinsamkeit des großen Krieges diesen Zustand für immer beseitigen werde. Tatsächlich schien auch die Studentengeneration, die 1918 heimkehrte, den Fragen der Volksgesamtheit verantwortungsbewußter gegenüberzustehen, als jene, die 1914 auszog. In dieser Erkenntnis gab ihr der Staat das Recht der Selbstverwaltung. Aber es zeigte sich nur zu bald, daß die, die nach ihnen kamen, wieder in die Fehler der Vorkriegsjahre zurückfielen. So müssen wir heute feststellen, daß die Bevölkerung aller Kreise, selbst solcher, die der rechtsradikalen Mehrheit politisch nahestehen, den Vorgängen in der deutschen Studentenschaft, wie dem „Fall Lessing" oder dem Bonner Flaggenstreit, einfach kein Interesse mehr entgegenbringt. Die Poesie der kleinen Universitätsstädte mit ihrem Aufeinanderangewiesensein von Studenten und Bürgern stirbt heute aus; man mag das bedauern oder nicht, auf jeden Fall gilt es, eine neue Form zu finden, durch die auch der Student in den großen Städten als ein lebendiges Glied dem Volksganzen eingefügt wird.

Die erste Voraussetzung hierzu ist, daß die Studentenschaft eine positive Stellung zum heutigen deutschen Staat findet. Es kann selbstverständlich von niemandem verlangt werden, daß er um dieses Zieles

willen seine politischen Ueberzeugungen, wie etwa seine Auffassung über die beste Staatsform, aufopfert. Aber das kann verlangt werden, daß die Studentenschaft nicht teilnahmslos abseits von den Tagesereignissen steht, sondern daß sie sich bewußt einordnet in die Gegebenheiten der Gegenwart. Das ist die „Parole der Staatsbejahung", die Stresemann in seiner Rede vor dem V. D. St. ausgegeben hat, wobei nur zu befürchten bleibt, daß er gerade hier tauben Ohren predigte. Es ist heute sehr üblich geworden, die Absonderung des Akademikers von anderen Ständen mit seinem Beruf als „Führer des Volkes" zu begründen. Ganz abgesehen nun davon, daß es sehr fraglich erscheint, ob lediglich der Akademiker zum Führer prädestiniert ist, ist wohl noch nie einer Führer geworden, der nicht unablässig der Art und dem Wesen derer, die er führen will, ihrem geistigen und seelischen Fühlen und Streben nachgespürt hätte. Davon aber wollen die, die das Wort vom Führertum zum eisernen Bestandteil ihrer Phraseologie gemacht haben, meist sehr wenig wissen. Wir leben angeblich im Zeitalter der „sozialen Republik"; in der deutschen Studentenschaft ist davon so gut wie nichts zu verspüren. Dabei muß auch immer wieder betont werden, daß soziale Gesinnung sich nicht in einer aus Furcht und Mitleid entspringenden sentimentalen Sympathie gegenüber der Arbeiterschaft beweist, sondern in einer sachlichen und gerechten Würdigung der Aufgabe, die jedem einzelnen Stand im Rahmen der Volksgemeinschaft zukommt.

Es liegt eine eigenartige Tragik darin, daß mit der Verwirklichung der politischen Ziele des Liberalismus uns jene liberale Grundgesinnung, die die Generation unserer Väter beseelte, abhanden gekommen ist. Wir brauchen aber für die Zukunft wieder diesen Liberalismus, der nicht eine politische Doktrin oder ein ökonomisches Programm ist, sondern eine Lebensauffassung, die im Glauben an den Urgrund des Guten in allem Seienden darauf zielt, Brücken zu wölben zwischen den Religionen und Rassen, den Völkern und Staaten, den Parteien und Berufsständen, das Zusammenwirken aller Kräfte zu fördern gegenüber einseitiger Absonderung und nichts zu hassen als allein den Haß in jeder Gestalt. So nur wird der deutsche Student wieder innere Fühlung gewinnen mit dem Volkstum unserer Nation, so nur wird er gemeinsam mit dem Arbeiter und Bauern, dem Kaufmann und Angestellten die Aufgaben lösen können, die uns die Zukunft stellt. Unseren Gegnern aber seien die Verse ins Stammbuch geschrieben, die einst Viktor v. Scheffel sang, der gewiß das richtige Verständnis für Art und Aufgabe des deutschen Studenten hatte:

Stoßt an! Ein Hoch dem Deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich,
Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!

Heinz Herz, F. W. V.-München.

Der Brief des preußischen Kultusministers und die Studentenschaft.

Der Bonner Studententag, der vollkommen von den extrem völkischen Elementen der deutschen Studentenschaft beherrscht war, hat in erschreckendem Maße die Kluft zwischen Staat und Studentenschaft gezeigt. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß die studentische Selbstverwaltung, der, gerade was die wirtschaftlichen Einrichtungen anbetrifft, eine solche Bedeutung innewohnt, in ihrem Aufbau den Grundprinzipien und den Geboten des Staates widerspricht. So gesehen stellt sich das Schreiben des Ministers Becker an die Studentenschaften an den preußischen Hochschulen, das auf der Staatsministerialverordnung vom 18. September 1920 fußt, als eine staatspolitische Notwendigkeit dar. Nach Form und Inhalt ist der Ministerbrief gleicherweise begrüßenswert. In der Form drückt sich der Verständigungswille des Ministers aus, der auf die Vernunft der akademischen Jugend hofft und diese auf den Ernst ihrer Entscheidung hinweist. Gleichzeitig aber verrät die vornehme Energie, mit der die Forderungen gestellt werden, die feste Absicht des Ministers, auf diesen auch zu beharren. Inhaltlich behandelt der Brief die beiden Hauptfragen des Verfassungslebens der preußischen Studentenschaften, das Problem der Zusammensetzung der Einzelstudentenschaften und die Auslegung des Begriffes der „entsprechenden Organisationen", mit denen eine Koalition möglich ist.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so setzt der Minister dem rassepolitischen Moment im Aufbau der Studentenschaft, so wie es an den preußischen Hochschulen, insbesondere in Berlin, zu finden ist, das Staatsbürgerprinzip und das Bekenntnis zur deutschen Kulturgemeinschaft entgegen. Wie war es denn bisher, z. B. in Berlin? Mitglied der Berliner Studentenschaft war jeder Reichsdeutsche, jeder Deutschösterreicher, soweit er Mitglied der österreichischen Studentenschaften war und sein konnte, und jeder Auslandsdeutsche „arischer" Abstammung. Die österreichischen Studentenschaften aber, die der D. St. angeschlossen sind, sind völkisch-arische Verbände. Deshalb wurden auch in Berlin bis jetzt ausschließlich völkisch zuverlässige Oesterreicher in die Studentenschaft aufgenommen. Die Gleichstellung solcher deutsch-österreichischen und auslandsdeutschen Studenten erfolgt in Berlin durch die Ausgabe von sog. Gleichberechtigungskarten durch das Ausländeramt. Die Antragsteller müssen Fragebogen ausfüllen, auf denen nicht nur nach der eigenen Konfession, sondern auch nach der der Eltern gefragt wird. Dementsprechend werden dann auch Leute abgelehnt, deren Staatsangehörigkeit z. B. tschechisch, deren Muttersprache aber deutsch ist, die in ihrem ganzen Leben nur eine reichsdeutsche Schule besucht haben, nicht ein Wort tschechisch verstehen und nur deshalb, weil sie Juden sind. Da nützen ihnen weder Empfehlungsschreiben führender Persönlichkeiten, noch die Mitgliederkarte des V. d. A. Dieses Verfahren bedeutet eine Verfälschung des großdeutschen Gedankens, der so seines ganzen Kulturinhalts entkleidet und zu einer Frage der Biologie degradiert wird. Hiergegen wendet sich der Brief des Ministers. Außer den Reichsdeutschen sollen auch alle Studierenden deutsch-österreichischer Staatsangehörigkeit und alle auslandsdeutschen Studenten, deren Gleichstellung unter Mitwirkung des Rektors zu erfolgen habe, Mitglieder der Studentenschaft sein. Eine Hinzuziehung des Rektors in den Selbstverwaltungskörper ist als ein besonders glücklicher Gedanke anzusehen. Denn die Entscheidung des Rektors wird wohl in allen Fällen unparteiisch sein, ja sein müssen, da er bei Fehlurteilen auf dem Wege über das Ministerium amtlich belangt werden kann. Andererseits dürfte eine Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Zulassung der Auslandsdeutschen, also in einer Frage von größter kulturpolitischer Bedeutung, das Verhältnis zwischen Rektorat und Studentenschaft überhaupt besonders gedeihlich gestalten.

Was die Frage der Koalition angeht, so stellt der Minister fest, daß ein Zusammenschluß mit den auslandsdeutschen Studentenschaften, so wie er bis jetzt in der D. St. besteht, unzulässig ist, da diese ihres einseitig rassepolitischen Aufbaues wegen keine entsprechenden Organisationen im Sinne der Staatsministerialverordnung sind. Zu diesem Fragenkomplex hat bereits ein Rundschreiben des Vorstandes der D. St. an die Einzelstudentenschaften, das schon vor Absendung des Ministerbriefes vorlag, Stellung genommen. Es wird dort zunächst von der Unmöglichkeit einer Organisation der sudetendeutschen Studentenschaft nach dem Staatsbürgerprinzip gesprochen. Die Frage der österreichischen Studentenschaften behandelnd, meint der Vorstand der D. St., daß man keineswegs von Preußen, von außen her den österreichischen Studentenschaften ein Studentenrecht, das ja dort noch gar nicht besteht, aufzwingen könne. Jedenfalls ginge die Entwicklung in

Oesterreich dahin, daß, falls ein Studentenrecht kommt, dieses bestimmt nicht auf dem Staatsbürgerprinzip aufgebaut sein wird. Dies sei außerdem kein Wunder, da die alte österreichische Monarchie hauptsächlich an dem Staatsbürgerprinzip gekrankt hätte.

Niemand kann an die Durchführung des Staatsbürgerprinzips in der sudetendeutschen Studentenschaft denken. Dieses ist hier durch den Gedanken des Bekenntnisses zur deutschen Kulturgemeinschaft zu ersetzen. Und wenn es unmöglich sein sollte, die sudetendeutsche Studentenschaft dementsprechend umzuorganisieren, so könnte sich die preußische Studentenschaft — diesen Weg hat ihr der Minister in seinem Briefe gezeigt — sowohl mit den arischen Verbänden, wie auch mit den Minderheitsgruppen koalieren. In Deutsch-Oesterreich aber, das allein in seiner heutigen Gestalt und seiner nationalen Geschlossenheit für die Realisierung des großdeutschen Gedankens hoffen läßt, ist die Durchführung des Staatsbürgerprinzips durchaus möglich, ja sogar erforderlich. Der Vorstand der D. St. macht einen großen Fehler, wenn er den deutsch-österreichischen Volksstaat mit der alten, allerdings am Staatsbürgerprinzip krankenden Donaumonarchie in dieser Beziehung auch nur irgendwie vergleicht. Doch es handelt sich ja im Augenblick garnicht darum, die Möglichkeiten eines künftigen österreichischen Studentenrechts zu erwägen, oder etwa, wie es im Rundschreiben des Vorstandes der D. St. erklärt wird, ein solches von Preußen aus zu schaffen, sondern es kommt für die preußischen Studentenschaften darauf an, aus den obigen Erwägungen heraus allen deutsch-österreichischen Studierenden die Gleichberechtigung zu erteilen und sich nicht nur, wie bisher, mit den völkischen Verbänden, sondern auch mit den Minderheitsgruppen zusammenzuschließen. Der Minister stellt die preußischen Studentenschaften vor die Alternative einer Koalition mit a l l e n auslandsdeutschen Gruppen oder nur mit den reichsdeutschen Studentenschaften. Die Entscheidung dieser Frage wird zeigen, ob es der Studentenschaft mit ihren großdeutschen Idealen wirklich so ernst ist, oder ob sie sie ihren völkischen Prinzipien zu opfern gewillt ist.

Der Minister hat an den gesunden Sinn der akademischen Jugend appelliert. Die Stimmen, die in Westdeutschland, in Breslau, ja selbst in Hannover, wo die Lessing-Affaire geradezu verheerend auf die Kassen der dortigen Studentenschaft gewirkt zu haben scheint, laut werden, scheinen diesen Optimismus zu rechtfertigen. Und wenngleich auch das Berliner Studentenparlament in seiner Sitzung vom 24. Januar eine grundsätzliche Stellungnahme zu dem Ministerbrief und den umstrittenen Fragen vor der von der D. St. zum 29./30. Januar in Magdeburg einberufenen Vertretertagung der preußischen Hochschulen abgelehnt hat, so konnte man doch den Reden, die von rechts kamen, entnehmen, daß auch dort der Verständigungswille sich langsam Bahn bricht. Erst dann, wenn dieser leidige Verfassungskonflikt gelöst, in unserem Sinne gelöst ist, wird die Studentenschaft ihre ganze Kraft auf die wahre, die wesentliche hochschulpolitische Arbeit konzentrieren können, auf die Wirtschaftshilfe, die soziale Fürsorge und die Fachschaftsarbeit.

Max Pinn, F. W. V.,
2. Außenvertreter der F. W. V. Berlin.

„Es wird besser“.

Breslaus Haltung im Becker-Konflikt.

Im Dezember vorigen Jahres fanden unter starker Propaganda, dafür unter geringer Beteiligung, die Kammerwahlen an der Universität statt. Das Ergebnis war nicht das schlechteste, und zwar haben die Völkischen mit 13 von 43 Sitzen nicht einmal mehr ein Drittel der Gesamtstimmen. Der Deutsche Studentenbund, auf dessen Liste Bbr. Martin Brasch kandidierte, erhielt 4 Mandate, dieselbe Zahl wie im Vorjahre. Bbr. Brasch wurde in den Vorstand der Kammer gewählt.

In der öffentlichen Kammersitzung vom 19. Januar 1927 hatte die Breslauer Studentenschaft eine Möglichkeit, sich von der Stellungnahme ihrer Vertreter ein Bild zu machen. Die Rede Sr. Magnifizenz Rektor Kornemanns ist ja lebhaft kommentiert worden. Festzustellen bleibt, daß sie sich in der Richtung der allgemeinen Anschauung sowohl der Kammervertreter wie auch der Gesamtstudentenschaft bewegte: „Daß die Verhandlungen mit Minister Becker vom Geiste der Sachlichkeit und vom Verständigungswillen auch auf Seiten der Studentenschaft getragen sein müßten.“ Dasselbe hatte zwar Herr Kersten, Vorstandsmitglied der Deutschen Studentenschaft und Referent des Abends, auch gesagt; nur hatte er es nicht gemeint, wie sich aus seinen demagogisch-rhetorischen Ausführungen ergab. Er stattete die Professoren mit Regenschirmen und den Minister Becker mit Sachunkenntnis aus. Kein Wunder, wenn der Rektor temperamentvoll protestierte. Aber auch die andern Redner, die Führer der Fraktionen, wahrten in energischer Weise ihren Standpunkt, der von rechts nach links gleichlautend hieß: Wir geben dem Minister recht darin, daß er nicht von zufälliger Abstammung, sondern von Gesinnung und Willen zum Deutschtum die Zugehörigkeit zur Deutschen Studentenschaft abhängig machen will; denn darauf laufen ja sachlich genommen seine Wünsche betr. die Verfassung der preußischen Studentenschaften hinaus. Da wir uns also gesinnungsmäßig auf demselben Boden mit ihm wissen, wollen wir sachlich arbeiten, um in Einzelheiten eine übereinstimmende Lösung zu erreichen.

Aus München, aus Breslau, neuerdings aus Berlin, laufen die Meldungen ein, daß die gemäßigte Anschauung siegt. Es ist nicht anzunehmen, daß man sich überall mit derselben erhebenden Einigkeit, wie in Breslau, ganz offiziell von der Radaupolitik der Nachkriegsjahre losgesagt hat; aber das eine steht doch fest: Wenn auch in der Oeffentlichkeit immer wieder gesagt wird, die Studentenschaft ist der Hort der Reaktion, so trifft das vielleicht auf die wortberauschten Führer zu. Von denen aber emanzipieren sich die Geführten allmählich, in der Anschauung längst und bald auch in der Praxis. Also: Es wird besser.

Karl Heinz Loewy, F. W. V., XXX.

Studentenpolitische Aufgaben der F. W. V. Charlottenburg.

Schon 1917 wird auch die Studentenschaft der deutschen Universitäten und Hochschulen von der parlamentarischen Welle ergriffen. Selbstverwaltung und Mitarbeit an der Gestaltung des Studiums sind die Losungsworte. —

Es folgt der Zusammenbruch; der Kriegsteilnehmer kehrt an die Hochschule zurück. — Bisher zum größten Teil durch einen Wechsel des Vaters sichergestellt, abgeschlossen als Kaste lebend, ist der Student jetzt durch die vier Jahre lange Unterbrechung des Studiums aus seiner wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bahn herausgerissen. — Dazu kommt das Erlebnis des Krieges. — Der Nichtakademiker, Handwerker und Arbeiter ist für den Studenten nicht mehr ein minderwertiges Mitglied der Volksgemeinschaft: Als Kamerad hat der Jungakademiker ihn schätzen gelernt.

Die Folge des durch den Krieg verstärkten Gemeinschaftsgefühles war der Zusammenschluß aller Studenten zur „Deutschen Studentenschaft“ auf der Würz-

burger Tagung im Juli 1919. Auch hier noch ist Gestaltung des Studiums die Hauptaufgabe.

Die Frage des Wirkungskreises der Deutschen Studentenschaft hat in der Folgezeit schon lebhafte Diskussionen hervorgerufen. — Studentenrecht und Ehrengerichtsordnung nehmen zeitweise das Gesamtinteresse in Anspruch. Augenblicklich stehen im Vordergrund der studentenpolitischen Arbeit noch wirtschaftliche Aufgaben.

Doch jetzt speziell zur Technischen Hochschule Charlottenburg. Von den dreißig Kammersitzen hat der Studentenverband, dessen Mitglieder fast ausnahmslos dem Hochschulring deutscher Art angehören, einundzwanzig inne. Die Frage ist jetzt, in welcher Form kann die F. W. V., die der Fraktion des Deutschen Studentenbundes angehört, Studentenpolitik treiben?

Infolge der wirtschaftlich besseren Lage werden die Wirtschaftseinrichtungen mehr und mehr an Bedeutung und Interesse verlieren; die Arbeitskraft der Studentenvertretung wird für andere Gebiete frei werden, die erschlossen werden müssen.

Seit Bestehen der Deutschen Studentenschaft an der Technischen Hochschule besteht auch das Kulturamt, dessen Aufgabe es sein soll, dem Studenten Wissensgebiete näher zu bringen, die nicht in sein Fachstudium gehören.

Besonders wichtige Aufgaben gegenüber dem zukünftigen Ingenieur hätte das „soziale Amt" zu erfüllen. Dafür zu sorgen, daß es nicht nur, wie jetzt, dem Namen nach besteht, wird Aufgabe bewußter Studentenpolitik sein. Ich verkenne dabei nicht, daß es schwer ist, den Studenten der Technischen Hochschule für etwas anderes als sein pflichtgemäßes Fachstudium zu interessieren. Das Interesse kann aber erst einsetzen, wenn oft Gutes geboten wird, so daß die Veranstaltungen des „Sozialen Amtes" ebenso in das Bild der Hochschule gehören, wie die des Außeninstituts. In denselben Kreis würde es gehören, vor Arbeitern, die sich fortbilden wollen, von Studenten Vorträge halten zu lassen. Es ist dieses ein Vorschlag, der vor und nach dem Kriege des öfteren ausgeführt worden ist, und deshalb außerordentlich wichtig erscheint, weil er mithilft, die Klassengegensätze zu überbrücken, das Verständnis zwischen Akademiker und Arbeiter zu heben. Und noch eine Frage tritt mit immer größerer Schwere an uns heran:

In welchem Verhältnis steht die gewaltige Organisation der Deutschen Studentenschaft, mit ihren Kosten und ihrer Arbeit, zu dem tatsächlich Geleisteten? Welcher Prozentsatz der Arbeit und des Geldes wird in der inneren Verwaltung aufgezehrt? Was wird auf den „Allgemeinen Studententagen", die mit sehr viel Kosten verbunden sind, an Arbeit geleistet, die dem Einzelnen zugute kommt? Welche Betriebe des Wirtschaftsamtes arbeiten nicht so billig, daß es vielleicht zweckmäßiger wäre, sie zu verpachten? Wie ist es möglich, die Freistudentenschaft, die heute noch zum größten Teil der Studentenpolitik ablehnend gegenübersteht, aus Mitläufern zu Mitarbeitern zu erziehen? — Das sind Fragen, die heute ganz besonders interessieren, weil durch den Brief des Kultusministers Becker die ganze Frage der Daseinsberechtigung der Deutschen Studentenschaft aufgerührt ist. — Aber um alle Fragen auf einen Generalnenner zu bringen:

Ist die studentische Selbstverwaltung in der heutigen Form geeignet, rationelle Arbeit zu leisten oder nicht? Ist der Verlust an Arbeitsenergie infolge innerer Reibung — lies Diskussionen über hohe Politik — zu groß oder nicht? — Im Augenblick wird wohl noch mit einem recht kleinen Wirkungsgrad gearbeitet. Der Grund ist aber bekannt. Die Gesamtstudentenschaft hat zwar erkannt, daß wirklich nationale Arbeit nur möglich ist auf dem Boden des heutigen Staates; sie hat aber leider noch nicht erkannt, daß der Staat es sich nicht gefallen lassen kann, daß eine große Gruppe in ihm nach Gesetzen lebt, die nicht mit seinen eigenen übereinstimmen. — Und an dieser Stelle muß die F. W. V. arbeiten! In dem Augenblick, in dem sich die kleine Maschine der studentischen Selbstverwaltung der großen Staatsmaschine angepaßt hat, wird wirklich rationelle Arbeit möglich sein; in dem Moment werden die inneren Reibungsverluste auf ein Minimum beschränkt sein. In dem Moment wird auch der Staat ein sehr viel offeneres Ohr für die Wünsche der Studenten haben.

Möge dieses eine Aufgabe für eine kurze Zeit sein; denn erst dann kann die große Aufgabe des Jungakademikers beginnen: Die Mitarbeit am Wiederaufbau des deutschen Volkes.

Gerhart Schaefer,
Außenvertreter der F. W. V. Charlottenburg.

Amerikabriefe.*)

Zur Verfügung gestellt von Bbr. Heinz Neuwahl, F. W. V. Charlottenburg.**)

An Bord der „Ossag", 1. August 1926,
am 16. Tage der Fahrt.

I.

Meine Lieben!

Die Temperatur des Seewassers ist heute morgen auf 30° C. gestiegen, an Deck sind etwa 32—34° Hitze, und unten in der Maschine arbeiten wir bereits bei mehr als 40° C. Aber augenblicklich sitze ich auf Deck unter dem Sonnensegel, das erst heute morgen über sämtliche bewohnten Teile des Schiffes gespannt worden ist; vor mir sehe ich den Ozean in so hellem Blau, wie es an der italienischen Riviera nicht schöner zu sehen ist, und die Wolken darüber sind von ganz eigenartiger Gestalt und leuchtender Weiße; kein Rauchwölkchen trübt den Horizont.

Was zunächst mich selbst anbelangt, so bin ich in allen Dingen auf das angenehmste enttäuscht worden. Auf Grund einer Dampferbesichtigung vor zwei Jahren, anläßlich des Hamburger Kartelltages, erwartete ich, eine Kabine zu bekommen, die knapp soviel Bodenfläche hätte, wie zwei nebeneinandergestellte Kinderbettstellen; in Wirklichkeit würden Rudolf und ich in unserer gemeinsamen Kajüte immerhin mit zwei Mädeln dazu tanzen können; die Betten werden vom Steward gemacht, Sofa und fließendes Wasser sind vorhanden, und ein Ventilator, den wir Tag und Nacht ununterbrochen laufen lassen, läßt die Temperatur kaum über 30° steigen. (Das ist durchaus erträglich, wie sogar eine Meerwasserdusche von der gleichen Temperatur direkt nach der Arbeit im Maschinenraum noch eine Erfrischung bedeutet.) Doch ich wollte von den angenehmen Enttäuschungen sprechen, und da hatte ich gedacht, daß man nach dreitägigem Zurückweisen des Essens schließlich solchen Hunger haben würde, daß man sogar das Seemannsessen herunterwürgen könnte. In Wirklichkeit ist das Essen ganz vorzüglich, ebenso wie der Appetit; Linsen- und Erbsensuppe schmecken sogar (bitte nicht böse sein!) mindestens drei-, viermal so gut wie zu Hause. Wir essen zusammen in der Offiziersmesse mit dem 2., 3. und 4. Ingenieur und dem 2. und 3. Offizier, und der Kapitän, der 1. Offizier und der 1. Ingenieur essen noch „vornehmer", als wir vier Volontäre, im „Salon", der uns im übrigen außer den Mahlzeiten jederzeit zum Grammophon- und Kartenspielen offensteht. (Sogar „Valencia" existiert als Grammophonplatte!) Und so kommt nun weiter eine angenehme Enttäuschung nach der anderen; die nächste war die so sehr gefürchtete Seekrankheit. Sie „befiel" mich einen ganzen Tag lang; wenn man sich ordentlich den Magen verdorben hat, so ist das wesentlich unangenehmer als die Seekrankheit. Und dabei ist so ein Tankdampfer ganz gehörig mehr am Schlingern und

*) Photogr. Aufnahmen zu obigen Briefen siehe 3. Umschlagseite.

**) Bekanntlich haben im vorigen Sommer durch Vermittlung zweier A. H. A. H. drei Bbr. Bbr. von der T. H. Charlottenburg Gelegenheit gehabt, an einer Amerikafahrt teilzunehmen.

Stampfen als ein Passagierdampfer, und als wir durch den Kanal fuhren, hatten wir immerhin Windstärke 6. (Es gibt Windstärke 0—12; bei Windstärke 10—11 reißen bei Segelschiffen bereits sämtliche Segel zu Fetzen, Windstärke 12 ist Orkan.) Die allerangenehmste Enttäuschung an Bord aber waren die Menschen, die fast durchweg alle sehr nett gegen uns sind, vor allem unser direkter Vorgesetzter, der 1. Ingenieur. Uebrigens besteht die ganze Besatzung nur aus 30 Mann + 4 Volontären. Passagiere sind nicht vorhanden außer dem einen, der in letzter Minute abgesagt hat und an dessen Stelle ich ja selbst habe einspringen können.

Mit Ausnahme des Sonntags, an dem wir im Gegensatz zu sämtlichen Offizieren, Ingenieuren, Assistenten usw. infolge der besonderen Freundlichkeit des 1. Ingenieurs nicht zu arbeiten brauchen, verlaufen die Tage recht gleichmäßig, und ich will im folgenden versuchen, Euch einen solchen Tag zu schildern.

Er beginnt damit, daß ein Matrose des Morgens um 3,40 in unsere Kajüte kommt und uns mit den komischen Worten: „Reise, Reise, weite Reise" aufweckt. Rudolf und ich haben nämlich immer von 4—8 Uhr „Wache", das heißt Arbeit in der Maschine. Rudolf springt dann auch gleich aus dem Bett, soweit Springen aus der „Oberkoje" (d. i. das Holzgestell über meinem Bettgestell; auf Land „Bett" genannt) angebracht erscheint. Ich drehe mich dann erst noch 3 mal rum, bis Rudolf energisch wird; denn das berühmte Wegziehen der Bettdecke ist schlecht möglich, da man selbstverständlich kaum in einem Nachthemd vor Hitze schlafen kann. Waschen, Zähneputzen, Anziehen ist das Werk weniger Minuten, besteht der Arbeitsanzug doch nur aus einem luftdurchlässigen Hemd und der Arbeitshose, wobei sogar der Hosenträger durch den Leibgurt ersetzt ist. Von 3,50—4,00 erfolgt dann das „Abnehmen" der Maschine, d. h. das Nachsehen, ob die Wache von 12—4 Uhr alles in gutem Zustand verläßt, ob die Lager nicht heiß gelaufen sind, ob das Oel überall aufgefüllt ist, ob die Temperaturen der Dieselmaschine nicht zu hoch sind usw. usw. Rudolf bleibt dann als erster von uns beiden zur Beaufsichtigung und zum Schmieren der Maschine unten im Maschinenraum (für Vater = sechszylindrige Dieselmaschine von 1550 PS., eine Glühkopfmaschine, eine kleinere Dieselmaschine, zwei elektrische Generatoren, zwei Kompressoren, zwei Pumpen usw.). Für mich beginnt dann die Arbeit des Kaffeekochens für unsere Wache, also für den 3. Ingenieur, Rudolf und mich, eine Arbeit, die garnicht so einfach ist, nachdem ich mich unter begeisterter Zustimmung der beiden andern entschlossen habe, aus einem 30%igen Gemisch von Kaffee, Malz und Gerste die Kaffeebohnen einzeln herauszusuchen und dabei ein an Quantität zwar schlechtes, an Qualität aber um so vorzüglicheres Getränk herzustellen. So trinken wir sogar morgens um 4 Uhr ein besseres Getränk, als es uns der Koch bei Tage herstellt. Die Arbeit von 4—8 Uhr genauer zu schildern, wird sich erübrigen; man hat dauernd alle Hände voll zu tun, allerdings durchaus leichte Arbeit. Daß aber auch die leichteste Arbeit bei 40° C. ihre „Schattenseiten" hat, noch dazu in einem Maschinenraum, der mindestens 10 Meter unterhalb des Deckes liegt und von Oelluft geschwängert ist, werdet Ihr Euch vorstellen können; vor allem watet man derartig in Oel, daß nicht nur Schuhe und Strümpfe quatschnaß vor Oel sind, sondern daß man auch, nachdem sofort Schuhe und Strümpfe nach der Arbeit ausgezogen sind, auf den durch die Vorsorglichkeit des Stewards papierbedeckten Fußboden unserer Kajüte die schönsten öligen Fußspuren erkennen kann.

Und so ist dann kein Augenblick schöner als der, wo wir nach „Abnahme" unserer Arbeit durch die nächste Wache oben an der Reeling stehen und die frische Morgenluft in langen Zügen in uns einsaugen und dabei die Blicke am Horizont entlanggleiten lassen, an dem wir seit fast 14 Tagen nur drei Schiffe in unendlicher Ferne (man sieht etwa 20—30 Kilometer weit) zu sehen bekamen. Dann kommt ein erstklassiges Frühstück, und es folgen dann bis 4 Uhr nachmittags die schönsten Stunden des Tages, die Freistunden, in denen man sogar einen anständigen Anzug, das heißt, wenigstens die Hose davon mit Gürtel und buntem Hemd ohne Kragen an hat. Das ist nun direkt fabelhaft. Ein richtiger, regelrechter Liegestuhl steht uns zur Verfügung, der an die schönste und schattigste Stelle des ganzen Schiffes gestellt wird. Mit wollüstiger Inbrunst werden dann die Nägel sauber gemacht, bis nach langer Arbeit das tiefe Schwarz einem dunklen Braun Platz gemacht hat. Dann kommt eine Zigarette und Schokolade, eventuell ein Glas Himbeer von 30° C., etwas Eau de Cologne auf die Hände — und man kann träumen bis punkt ½12 Uhr Mittagessen. Dazwischen gibt es die interessantesten Dinge zu sehen: hunderte von fliegenden Fischen, die oft eine halbe Minute lang über den Wassern bleiben, ab und zu Rudel von Schweinsfischen (Delphinen) von je ein bis zwei Meter Länge; nur Haifische haben wir noch nicht entdeckt, obwohl es auch die hier gibt. Nach dem Mittagessen folgt ein kleines Schläfchen oder es wird etwas photographiert oder englisch gelernt oder etwas gesteuert oben auf der Kommandobrücke. Der Nachmittagskaffee um 3 Uhr beendet dann die Freizeit, man steigt wieder in den Arbeitsanzug und hat Wache von 4—8 Uhr. Noch schöner als das Aufatmen nach der Morgenwache ist es des Abends; denn in der Maschine ist es nachmittags noch viel wärmer als morgens. Gewöhnlich gehen wir dann auf die vorderste Spitze des Schiffes, wo am meisten Wind ist, und sehen zu, wie die Wellen sich am Schiff brechen und wie faustgroße Phosphorkugeln in strahlendem Weiß in ihnen herumspringen. Dann gehen die Sterne auf, viel, viel strahlender als bei uns in Deutschland, und in ganz anderen Stellungen als bei uns tauchen die bekannten Sternbilder am Himmel auf. Dabei erzählen wir beide uns etwas von der Heimat oder noch häufiger von der F. W. V., in der Kajüte folgt noch eine Flasche Bier, genossen im Nachthemd, und dann gelingt es gewöhnlich bei zwei geöffneten Bullaugen, bei geöffneter Tür und sausendem Ventilator trotz der ungeheuren Wärme einzuschlafen, bis von neuem das „Reise, Reise . . ." ertönt.

* * *

An Bord der „Ossag", 6. August 1926,
am 21. Tage der Fahrt.

Meine Lieben!

Gestern haben wir endlich wieder Land in Sicht bekommen, die Bahama-Inseln, und heute fahren wir bereits den ganzen Tag an der Küste von Florida entlang. Das berühmte, in zwei Jahren aus dem Boden geschossene Luxusbad Miami konnten wir deutlich mit bloßem Auge erkennen und im Fernrohr fast die einzelnen Stockwerke der riesenhaften Wolkenkratzer zählen. Unser Kurs geht nun weiter durch den Golf von Mexiko zur Mündung des Mississippi und durch eine seiner elf Mündungen hinauf nach New-Orleans, wo wir 2—3 Tage liegen werden. Dann geht es weiter durch den Golf nach Houston. Leider scheint es sehr fraglich, ob wir dann noch nach Philadelphia und New-York fahren, endgültige Bestimmungen darüber bekommen wir erst in New-Orleans.

Es ist ganz eigenartig, wie uns Raum und Zeit in gleicher Weise trennen. Ueber ein Viertel des gesamten Umfanges der Erde liegen nun bereits zwischen uns, und während ich schreibe — es ist jetzt 1 Uhr mittags — sitzt Ihr jetzt um 8 Uhr abends beim Abendessen. Jeden Mittag wird auf dem Schiff der höchste Stand der Sonne gemessen und dann alle Uhren um etwa 17 Minuten zurückgestellt, so daß wir nach dreiwöchiger Fahrt eine Zeitdifferenz von etwa 7 Stunden erreicht haben. Und das bedeutet, daß der ganze Himmel anders aussieht wie bei uns: ein recht erheblicher Teil des südlichen Sternenhimmels ist in wunderbarer Klarheit zu sehen, der große Wagen steht ganz dicht am Horizont, der Polarstern in einer Höhe von 20°, und mittags steht die Sonne bereits so hoch, daß man kaum eine Abweichung vom Zenit sehen kann; der Schatten des eigenen Körpers ist eine kleine Ellipse zwischen den Füßen.

Ihr werdet fragen, wie die amerikanische Küste aussieht: flach, öde, stellenweise bewaldet. Was wir an Einzelheiten sahen, war lediglich möglich mittels des Schiffsfernrohrs. Das erste war der Leuchtturm von Abaco mit vier reizenden, bunten Häuschen, palmblätterbedeckt, spielzeugartig. Dann Felsen mit einer durchgehenden Höhle durch eine schmale Halbinsel, so daß man durch sie hindurch an der andern Seite wieder das

Meer sehen konnte. Und dann flaches Land mit Buchten und Streifen von Palmenbäumen, zwischendurch zerstreut einige Häuser. Besonders interessant ist die Floridaküste, an der wir heute schon den ganzen Tag entlang fahren, durch ihre große Anzahl kilometerlanger Eisenbahnbrücken, die die einzelnen, der Küste vorgelagerten Inseln verbinden in derselben Weise, wie Venedig mit dem Festlande verbunden ist. Einzelne dieser Brücken sollen eine Länge von 15 Kilometer haben.

* * *

An Bord der „Ossag", 8. August 1926, am 23. Tage der Fahrt.

Wir fahren durch den Golf, wiederum kein Land weit und breit, nur die Wasserfläche ist glatter geworden. Im übrigen bietet der Golf wenig Exotisches, und wenn nicht dauernd eine Unzahl von fliegenden Fischen zu beiden Seiten des Schiffes aufflögen, gestört durch das kommende Ungetüm, so könnte man, abgesehen von den 34° Wärme im Schatten, an die man sich längst einigermaßen gewöhnt hat, glauben, man befände sich in der Nordsee.

Wie uns der Kapitän heute morgen sagte, haben wir bisher besonderes Glück mit dem Wetter; die Hitze ist nicht so groß wie gewöhnlich, das Meerwasser ist nur noch um 2°, also auf 32° C. gestiegen, und vor allem haben wir dauernd wenigstens etwas Wind. Ein bißchen unangenehm ist höchstens das Schlafen, selbstverständlich bei offenen Türen und Fenstern, Ventilator, Badehose und ohne Decke; aber da wir nach der Arbeit doch immer recht müde sind, ist es mir bisher immer gelungen, bis 3 Uhr durchzuschlafen, und um ½4 müssen wir ja sowieso raus.

Die geliebten Moskitos haben uns auch bereits besucht, fünf Stiche habe ich bereits bekommen, die nicht schlimmer sind als unsere gewöhnlichen Mückenstiche; man stellt sich immer so etwas Schreckliches unter einem Moskito vor; vielleicht kommt dies aber noch auf dem Mississippi, den wir heute um Mitternacht erreichen werden; morgen mittag gehen wir dann bei New Orleans für zwei Tage vor Anker und werden Gelegenheit haben, die Stadt gründlich kennen zu lernen.

Damit ist denn auch dieser Brief zu Ende, denn es wird das erste sein, ihn in New Orleans zu besorgen.

Die letzte Seite des Briefes will ich mir noch frei halten für den Vermerk, daß wir auch in New-Orleans bereits wohlbehalten angekommen sind, und für heute von Euch Abschied nehmen.

Ich brauche kaum noch hinzuzufügen, daß die Fahrt mir bis hierher ganz außerordentlich gut gefallen hat und ich mich von Herzen freue, daß sie noch in allerletzter Minute gelungen ist; es gibt nichts Schöneres, als von einem Dinge behaupten zu können, daß es einem zum Erlebnis geworden ist.

Ich sende Euch allen die wärmsten Tropengrüße in das kalte Westfalen hinüber. Euer Heinz.

Soeben gut in New Orleans nach begeistert schöner Mississippi-Fahrt gelandet. 1000 Grüße!
Euer Heinz.

* * *

II.

Houston, 15. August 1926.

Meine Lieben!

Ihr seht bereits aus der Aufschrift dieses Briefes, daß wir glücklicherweise mehrere Tage hier in den Häfen liegen, und daß wir uns für zwei Nächte in einem christlichen Hospiz für 50 cent die Nacht eingemietet haben; denn die Häfen, in denen wir das Oel tonnenweise in den Leib des Schiffes hineinpumpen, liegen sämtlich in einer Entfernung von der Stadt entfernt, die für europäische Begriffe überhaupt unüberwindlich sind. Aber in Amerika sausen die Autos über Stock und Stein und Löcher, mit durchweg 60—80 Kilometer Geschwindigkeit, und so sind wir, allerdings auch in ½stündiger rasender Fahrt mit dem Auto des Schiffsarztes hier angekommen.

Die letzten Tage waren die eigentliche Ausbeute unseres amerikanischen Aufenthaltes; und wenn wir heute am letzten Tage vor unserer Rückfahrt nach Hamburg auf alles zurücksehen, so glaube ich sagen zu können, daß infolge unserer Intensität, alles zu sehen, die zwei Tage in New Orleans und im Urwald und die 3½ Tage in Houston bereits vollkommen ausgereicht haben, um das amerikanische Leben und den amerikanischen Menschen kennen zu lernen und zu verstehen.

Wieder will ich in diesem Briefe nicht versuchen, irgendwelche Erlebnisse ausführlich zu erzählen, sondern das der mündlichen Erzählung vorbehalten und hier nur den Rahmen der Ereignisse wiederzugeben.

Nachdem wir die ersten Inseln der Bahamagruppe und am nächsten Tage die interessante Küste von Florida passiert hatten, gab es für zwei Tage wieder nichts als Wasser zu sehen; wir waren im Golf von Mexiko. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne sandte entsetzliche Strahlen, so daß man mit Schuhen nicht einmal auf die beschienenen Stellen auf Deck treten konnte. Um so glücklicher waren wir, als frühmorgens um 4 Uhr die Mündung des Mississippi in Sicht kam und wieder etwas Brise den Aufenthalt auf und unter Deck erträglich machte. Denn vorher herrschte im Maschinenraum eine Temperatur von 44°—50° C. und wir sprachen von ihm nur noch in poetischen Worten von Schiller: „dort drunten aber ist's fürchterlich und der Mensch versuche . . . ." Allgemein nennt man die Ufer des Mississippi öde; für mich erschienen sie wie ein Paradies; wo doch jeder Baum, jedes Haus, jedes Boot, jeder Mensch neu und interessant und die Landschaft sonnig und abwechselungsreich. Vor allem hatten wir gerade dienstfrei und kamen uns vor wie zwei Sonntagsreisende im Liegestuhl auf einer Lustfahrt; und das alles umsonst, ohne einen Pfennig Geld, und es war wirklich der Mississippi, auf dem wir fuhren, von dem man gehört hatte, daß es der größte Fluß der Welt sei und von dem man sich niemals hätte träumen lassen, daß man bereits mit 22 Lenzen eine Vergnügungsfahrt auf ihm machen würde.

Abends um 6 Uhr legten wir ziemlich nahe bei New Orleans an; die Hafenarbeiter hatten bereits die Schläuche in den Händen, und bevor das Schiff recht festgemacht war, waren die Pumpen bereits mit voller Kraft am Arbeiten durch einen Schlauch von mindestens 20 Zentimeter Durchmesser. Währenddessen wurden wir selbst mehr oder weniger vom Landfieber gepackt: das Betreten des Landes konnte kaum erwartet werden, der extra frisch gewaschene Anzug bekam noch ein paar tüchtige Flecke während des Essens, man stolperte eine halbe Treppe hinunter, konnte kaum einen Bissen herunterkriegen, und dann ging es an Land und mit der sehr interessanten amerikanischen Straßenbahn mit automatisch sich schließenden und öffnenden Türen und ohne den Schaffner, der das Geld einzieht, nach New Orleans hinein. Der Eindruck war unbeschreiblich: Der erste wirkliche Wolkenkratzer in unmittelbarer Nähe, ungeheure Lichtreklame der buntesten Art, unbeschreiblich viele und unbeschreiblich schmutzige Autos, ein in der fabelhaftesten Weise an den Straßenkreuzungen geregelter Verkehr, die interessantesten Geschäfte usw. usw., Dinge, von denen ich Euch nur mündlich erzählen kann. Abends ging es in das amerikanische Theater, von dem es, so unglaublich es scheint, nur eine einzige Art gibt, keine Oper, kein Theater, kein Konzert, kein Kabarett, kein Kino, kein Varieté, sondern lediglich nur ein Gemisch von Kino und Kabarett in wildem Durcheinander, beruhend auf Witzen, über die man in Deutschland nicht einmal lachen würde.

Am nächsten Morgen hatten wir das ganz besondere Glück, wieder auf Wache gehen zu müssen; zwar jeder von uns nur eine Stunde, aber der Vormittag war damit für uns verloren; möge der liebe Gott dem ersten Ingenieur verzeihen, wir haben es nicht getan. Und dann ging es bereits am selben Nachmittag um ½4 Uhr wieder weiter mit dem Schiff in den Urwald von Chalmette, etwa 50 Kilometer von der Stadt, da sind wir nicht mitgefahren, sondern in New Orleans bis spät abends geblieben und haben die Straßen durchwandert und geschaut, sind zwei Stunden (so groß ist New Orleans!!) mit einer außerordentlich schnellen Straßenbahn durch den schönsten Stadtteil gefahren mit Villen und Palmengärten. Die Bahn hatte uns der deutsche Konsul als sehr lohnend empfohlen; es war nämlich unmöglich, selbst bei den größten Banken, deutsches Geld einzutauschen, und wir waren überglücklich, als wir schließlich beim deutschen Konsulat gewechselt be-

kamen. Spät in der Nacht ging es, nicht ohne einige Zwischenfälle, wieder auf das Schiff zurück, in stockdunkler Nacht mit Moskitos und Glühwürmchen auf den Dämmen am Rande des Mississippi, und wenn wir nicht schließlich einen Mann von unserer Schiffsbesatzung getroffen hätten, der den Weg kannte, so wären wir, glaube ich, niemals bei unserm Schiff herausgekommen. Wieder wurde mit Riesenschläuchen gepumpt, und so ging es bereits um ½11 Uhr morgens weiter; da wir aber um sieben wieder auf den Beinen waren, hatten wir Gelegenheit, ein gut Stück Urwald kennen zu lernen, mit wild durcheinander stehenden Bäumen und Gebüsch, mit Schildkröten und Schlangen, Sumpfluft, Tropenhitze, und mitten im Urwald lagen ein Dutzend riesiger Oeltanks, eine Eisenbahn durchquerte den Wald vom Binnenlande her, und sonst verriet nur ein dickes Rohr, das auf Holzgestellen mitten durch den Urwald verlief, den Reichtum dieser „Urwaldoase".

Dann ging es wieder den Mississippi hinab und 1½ Tage durch den (durch Schillers poetische Worte genugsam gekennzeichneten) Golf westwärts nach Houston. Spät abends kamen die Lichter von Galveston in Sicht, und wir mußten vor Anker gehen, um bei Tage Lotsen und Arzt zu erwarten. Der Arzt kam diesmal nicht, wie in New Orleans, an Bord, und der Lotse erschien erst gegen 8 Uhr. Es folgte eine ganz wundervolle Fahrt durch einen ganz kleinen Golf, dicht an Galveston vorbei und dann einen ganz kleinen Fluß hinauf nach Houston, wo wir gegen Mittag an unserm ersten Lagerplatz, wie ich schon sagte, 50 Kilometer von der Stadt entfernt, ankamen.

Houston ist in noch stärkerem Maße wie New Orleans eine typische amerikanische Stadt. Die ganze Stadt ist in 15 Jahren aus dem Boden geschossen und war vordem ein kleines Negerdorf. Heute hat es mindestens ein Dutzend Wolkenkratzer von über 15 Stockwerken und besteht entsprechend seiner Entwicklung lediglich aus einem Netz sich rechtwinklich schneidender Straßen. Wesentlich für beide Städte ist der Gegensatz von Weißen und Negern, die etwa zu gleichen Teilen das Straßenbild beeinflussen. Der Neger ist dabei durchaus der Geduldete, er tut alle unangenehmen Arbeiten, sitzt immer hinten in jeder Straßenbahn, und keinem Weißen wird es einfallen, einen Neger anzusprechen. Derselbe Gegensatz bildet den Hauptstoff in den „Varietékinos", wo immer ein Weißer und ein Schwarzer oder mehrere Schwarze als Künstler auftreten, immer mit der Pointe, den Neger zu verspotten. — Etwas unglaubliches ist die amerikanische Lady, durchweg von einem Umfang von etwa 10 Zentimeter, groß, schlank zum Durchbrechen, geschminkt, gepudert, bemalt, unnahbar; es gibt keinen besseren Beweis für den Untergang unserer Zivilisation, als die Schlankheit der amerikanischen Frauen. — Ueberraschend ist ferner die große Zahl der Deutschen, die hier in einer Stadt leben, die in Deutschland kaum ihres Namens nach bekannt ist. Durch Zufall kamen wir Sonntag morgen in eine Kirche, wo man uns ansprach und sich deutsch vorstellte: es war eine deutsche Kirche, der Gottesdienst in deutscher Sprache. In ganz Houston wohnen schätzungsweise 30 000 Deutsche, jeder fünfte Mensch, den man spricht, ist ein Deutscher oder ein Deutschamerikaner oder er spricht deutsch. Auf jeden fünften Mann kommt hier übrigens auch ein Auto, und das bedeutet, daß fast jede Familie ihr eigenes Auto besitzt. Will man mitfahren, so hebt man bloß die Hand hoch, und jeder Amerikaner wird sich freuen, einen mitnehmen zu können, natürlich ohne etwas zu bezahlen.

Meine Lieben!

Es ist unterdessen 9 Uhr abends geworden, der letzte Abend, den wir in Amerika verbringen; morgen früh um sieben Uhr geht unser Schiff wieder in See, ohne nochmals vor Hamburg irgendwo anzulegen; wahrscheinlich werden wir am 10. September wieder in Hamburg eintreffen. Augenblicklich feiern Rudolf und ich Abschied von Amerika, sitzen hoch oben im Dachgarten, dem 19. Stockwerk des vornehmsten Hotels in Houston und haben soeben ganz fabelhaft nach amerikanischer Art für 1½ Dollar (gleich 6,30!!) zu Abend gespeist. Der Blick gleitet hoch oben von der Brüstung des Gartens hinüber zu der Stadt, deren Lichter ganz tief unten unter uns auftauchen, und zu den andern Wolkenkratzern, deren Köpfe in strahlendes Licht getaucht sind. Eben ist an die Stelle der Tafelmusik eine Jazzband getreten, und man beginnt hier oben in 60 Meter Höhe über dem Boden zu tanzen und denkt nicht an die Höhe und nicht an die Sorgen des Tages. Das ist Amerika. —

Und so will ich mit diesem Ausschnitt aus den äußeren Begebenheiten schließen, werdet Ihr mich doch bereits acht Tage nach Erhalt dieses Briefes wieder in Deutschland haben. Doch das eine läßt sich bereits heute sagen: Man kann sich von einem Lande wie Amerika keine Vorstellung machen, ohne selbst dagewesen zu sein, und wenn man einmal Land und Leute dort kennen gelernt hat, so hat man nicht etwa irgend etwas gesehen und erlebt, sondern man hat einen neuen Typus „Mensch" erlebt und eine uns wesensfremde Art, das Leben zu nehmen, kennen gelernt und verstanden. Es gibt aber nichts Wichtigeres für einen jungen Menschen, als wesensfremde Dinge verstehen zu lernen und aus fremden Lebensanschauungen Erfahrungen sammeln zu können.

Ich bin glücklich, sagen zu können, daß ich beides auch in der kurzen Zeit habe tun können, und das ist für mich das Wertvolle an dieser Amerikareise geworden für das ganze Leben. 1000 Grüße und auf ein baldiges frohes und gesundes Wiedersehen!

Euer Heinz.

Rehfisch: „Razzia".

Zur Erstaufführung im Staatl. Schillertheater.

Am 4. Februar ging nach der Uraufführung in Halle die Tragikomödie „Razzia" unseres A. H. Rehfisch zum 1. Mal in Berlin über die Bühne. Milieu: Berlin-Wedding. „Soziales Elend" das Motiv. Ein altes Thema, aktualisiert, breit angelegt, gut beobachtetes Berliner Proletum. In der Ausführung sehr wirksam, unterstützt sowohl von prominenten Darstellern unter anderen wie Friedrich Kayßler, Gerda Müller, Paul Bildt und vor allem Graetz — diesen in einer ernsten Rolle mal wieder zu sehen, war ein ganz besonderer Genuß — als auch durch Pirchaus 10 glänzend gestellten Bildern.

Razzia ist jenes Mittel, das der Staat gegen alles Gesindel veranstaltet, das das Licht des Tages scheut. Einmal wird im Stück selbst und zwar in einer der finsteren Gegenden Berlins am „Landwehrkanal" jene Polizeiaktion durchgeführt. Alles flüchtet, sucht Unterschlupf, nur einer bleibt stehen: die Gestalt des Jakob Rust, des organisierten Arbeiters, der glaubt, daß der Staat seiner Familie Unrecht getan hat und in dem Wahne sich befindet, die Ehre seiner Frau unbedingt wiederherstellen zu müssen, obwohl Frau Rust wegen des Gebrauches von falschen Gewichten beim Abwiegen in ihrem Gemüsestand auf dem Wochenmarkt am Wittenbergplatz in Strafhaft sitzt. Verschärft wird der Konflikt durch den Umstand, daß Vater Rust und Tochter versuchen durch Alkohol den die Anzeige erstattenden Sipowachtmeister, der gleichzeitig der bisher abgeblitzte Liebhaber des Fräulein Tochter ist, das Geständnis zu erpressen, daß die Gewichte doch richtig geeicht waren; damit ist die Verleitung zum Meineid gegeben. In letzter Sekunde erwacht in dem betrunkenen Beamten das Bewußtsein wieder, daß er den Staat und damit Zucht und Ordnung vertritt. Der Wunsch des alten Rust diesem Menschen einmal noch im Kampfe Mann gegen Mann gegenüberzustehen geht in Erfüllung, ehe es aber zum eigentlichen Handgemenge kommt erdrosselt ihn der Freund und ständige Begleiter des Alten der blöde Wicke von hinten.

Als der Vorhang sich senkte setzte eine Viertelstunde starker Applaus ein; immer wieder mußte Rehfisch sich mit den Künstlern zeigen.

Dank der Liebenswürdigkeit des A. H. Rehfisch konnte der Premiere je ein Vertreter der Bundes-R. K. und der Aktivitas der F. W. V. Berlin beiwohnen. J.

Zum Geburtstag der F. W. V.

an der Technischen Hochschule Charlottenburg

*

O Apollo, leih mir Deine Leier,
P. p. Pega=suschen, steh' mir bei,
Denn ich soll zu 'ner Geburtstagsfeier
Machen eine Festpoeselei.

Wäre ich elektrisch doch geladen,
Hei, wie sprühten Funken aus dem Hirn,
Wie „Kathodenstrahlen" die Balladen
Ampèremeterlang aus meiner Stirn.

So muß reimend ich prosaisch werden,
Technickt mir doch zu, dann hab' ich Mut,
Leide ich auch schwer an Dichtbeschwerden,
Meine Wünsche bleiben dennoch gut:

Seid nur weiter fleißig wie Tur=bienen,
Machet weiter Gold aus Blech und Zinn,
Fahrt so fort auf Euern Reißbrettschienen,
Ohne Zirkel hat kein Kreis 'nen Sinn!

Was, die Zukunft bringt, ob Pech, Glück,
Ihr bleibt froh und sollt nie traurig sein,
Brüder aus der Wunderwelt der Technik,
Ihr sollt stets nur F. W. Vrig sein!

H. S.

AUS DEM BUNDE

F. W. V. BERLIN UND CHARLOTTENBURG

Gesellschaftsabend am 16. Dezember 1926.

Wer herein wollte, mußte Prüfungen bestehen, gegen die Parzivals Irrfahrten harmlose Kurfürstendamm-Spaziergänge sind. Hatte man sich dann schließlich bis zum Bankettsaal im „Rheingold" durchgekämpft, dann kam das Furchtbarste. Ein kleines halbes Dutzend moderner Hellebardiere im Smoking hatten scharfes Auge, auf daß kein Unbefugter heiligen Boden beträte. Daß von Leibesvisitation Abstand genommen wurde, ist Fügung glücklichen Geschicks. Trotzdem waren 400 Menschen da, die mit mehr oder weniger Begabung unser Fest verzieren halfen.

Eins sei gleich festgestellt. Nicht alles, was glänzte, war Mensch. Trotzdem die Mode Wege zur „Neuen Sachlichkeit" fand. Und weil Meisl's Kapelle — lieber A. H. Jonas, du hast den Ball so gut vorbereitet und geleitet, wie wir es bei dir gewohnt sind, wofür wir dir auch von dieser Stelle herzlich danken, aber nächstens schick uns noch einige Jazzbandisten mehr — gut und fleißig spielte, konnte auch bei minder intensiver Beobachtung konstatiert werden, daß nicht alles, was Beine hatte, lauter Sofas waren. Charleston, Tango, Blues, bei uns ist man nun einmal modern, standen am höchsten im Kurs. Wurde einmal ein Walzer vom Stapel gelassen, glitt fröhliches Lächeln über das Gesicht manches A. H. Die Jüngeren waren versucht, übelzunehmen. Um zuletzt einzusehen, daß Boston auch ganz gut zu tanzen ist.

So war es fast Mitternacht, als das Kabarett stieg. A. H. Jonas begrüßte zunächst traditionell schneidig uns Volk im schönen Kranz. Dann kam der, der das alles managte. Er bat mich, ihn nicht allzusehr herauszustreichen, in wohlbegründeter Erkenntnis seines Wertes. Jetzt nenne ich nicht einmal seinen Namen. Es war Hanns Schwarz.

H. S. sprach als Einleitung leicht verdrehte Worte über Improvisation. Dann wurde es rein Moll. Dieser A. H. sang ein Lied aus Strauß' „Elektra", worauf ein Rheinlied folgte.

„Laß man Kleine", Susi war richtig. Text von mir, Musik von ihm. „Mir" ist H. S., „ihm" Willy Croner. Liebe, kleine Susi, Du interpretierst so nett die geistigen Purzelbäume unserer A. H. A. H., daß man gerne A. H. sein möchte, um von dir interpretiert zu werden. Susi

Nach dem Kabarett war die Stimmung cho! Ueberall war Betrieb. Im Parkett waren viele lebengefährdende Charlestonpaare, im Vorraum war Musik nicht zu vernehmen. Da waren die Gruppen vernünftig, die oben in der Bar — die übrigens sehr geschmackvoll eingerichtet ist — einen Betrieb eröffneten, dessen Ende nicht abzusehen war.

So verging die Zeit zu schnell. Als um ½3 die vier Meislein einpackten, war es allen noch zu früh am Tag. So blieb uns allen nur ein Trost: Der Abend am 16. Dezember war nur ein Auftakt. Freut euch alle auf den 19. Februar.

Ernst-Otto Cohen, F. W. V.-Berlin.

F. W. V. HAMBURG

Semesterbericht II.

Den Höhepunkt des Hamburger F. W. V. er-Lebens haben wir hinter uns. Das Stiftungsfest! Hier treffen sich alle unsere Ziele und Wege: die ernste Arbeit, das gesellige Leben unter allen Bundesbrüdern und die liebevolle Hingabe an unsere Korporation.

Vierzehn Semester besteht nun die F. W. V. an der Hamburgischen Universität, vierzehn Semester voll harter Arbeit und voll des wohlverdienten Lohnes. Festen Fuß hat der F. W. V. er Gedanke hier gefaßt, es gilt nun, ihn immer weiter auszubauen, und ihn zu noch größerer Anerkennung zu bringen.

Als am 17. Oktober 1919, in trübster Nachkriegszeit, unsere F. W. V. von wenigen Aktiven gegründet wurde, waren sich diese sicher der schweren Verantwortung bewußt, die sie mit einer Neugründung auf sich nahmen. Der „gute" Hamburger Bürger war, und ist noch heute gegen die Universität eingestellt, ihre Existenz war damals durchaus nicht gesichert. Die Universität wurde von Hamburgern gegründet, die es klar erkannt hatten, daß Revolution und Umsturz sich lediglich auf das alte staatliche Gebilde erstreckten, daß aber für freies Geistesleben eine neue Bresche geschlagen war.

Die F. W. V. Hamburg hat einen der Universität parallelen Entwicklungsgang genommen. In schwerster Zeit gegründet, durch zähe Arbeit gefestigt und durch die gezeitigten Früchte als gut und lebensfähig erkannt! Vivat, crescat, floreat!

Aufrichtige Freude bereitete es uns, zahlreiche Vertreter unserer lieben Schwesterkorporationen Berlin, Charlottenburg, Freiburg und München begrüßen zu können. Viele Glückwunschtelegramme aus allen Ecken Deutschlands waren eingelaufen, ja unser A. H. Dr. Schönemann war sogar aus Königsberg, einige Bbr. Bbr. aus Marburg, Bremen und Hannover gekommen, um den . Geburtstag unserer F. W. V. festlich mit uns zu begehen.

Es gibt keinen besseren Beweis für das feste Zusammenhalten aller F. W. V. er, als dieses freudige und einmütige Anteilnehmen an dem Gedeihen einer der Korporationen. Wir danken nochmals an dieser Stelle allen Erschienenen und Gratulanten.

Das Stiftebier verlief recht fröhlich. Für unseren erkrankten X, Richard Levy, übernahm unser bewährter Ludwig Hecht das Präsidium. Aus seiner, und aus den Reden unserer auswärtigen Bbr. Bbr. klang vor allem hervor, daß wir uns den F. W. V. er Idealen mit ganzer Kraft widmen wollen.

Bbr. Bein gab eine Mimik zum besten: „Geesche Peters ut de Mohlenhoffshort". Hamburger Platt und Berliner Dialekt trafen in einer ulkigen Erzählung heftig aufeinander.

Nach der Kneipe ließ man es sich nicht nehmen, die vielbesungene Reeperbahn, und die dort wachsenden eigenartigen Pflänzchen etwas näher in Augenschein zu nehmen. Nur aus wissenschaftlichem Drang heraus!

Ein Ball am Sonntag Abend beschloß das schöne Fest. Zahlreich waren unsere Gäste wiederum erschienen, viele A. H. A. H. konnten wir mit ihren Damen in unserer Mitte begrüßen. Allzuschnell verflogen die Stunden in Tanz und Unterhaltung.

Das Stiftungsfest war würdig begangen worden, nun ging es wieder an die Arbeit! Aus Examensrücksichten baten unser X und XX um Entlastung. In mustergültiger Weise haben Bbr. Levy und Bbr. Friedrich die ihnen anvertrauten Aemter verwaltet. Die Hamburger Korporation ist ihnen zu großem Danke verpflichtet.

Die Neuwahlen ergaben:

Bbr. Ludwig Hecht X,
Bbr. Ernst Bein XX,
Bbr. Andreas Felden XXX.

Bbr. Bein eröffnete die wissenschaftlichen Abende mit einem Vortrag: „Die Abstammungslehre und ihr Einfluß auf das geistige Leben unserer Zeit". Er gab in einem längeren Referat eine Darstellung der verschiedenen Theorien, wie Lamarkismus, Darwinismus, der Lehre Cuviers, Goethes etc. Das große Interesse, das der Vortrag erregte, zerstreute die Bedenken des Referenten, einer durchweg juristisch eingestellten Hörerschaft naturwissenschaftliche Theorien zu entwickeln. Im Anschluß an obiges Thema behandelte Bbr. Bein am folgenden Donnerstag (für den erkrankten O. V. G. Müller) das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften. Er sprach über die neuesten Forschungen auf diesem Gebiet, bedauerte es jedoch sehr, einigen ganz besonders wissensdurstigen Bbr. Bbr. keine Ratschläge fürs spätere Leben geben zu können.

R. K.-Hamburg, Bein XX.

A. R. V. — F. W. V. BRESLAU

Monatsbericht.

Schon nähert sich der Februar, nähert sich das Wintersemester seinem Ende. Das neue Jahr regiert; aber es ist noch manches Wissenswerte von 1926 nachzutragen.

A. H. Dr. Heyn hielt einen Vortrag über das Borg- und Leihwesen. Abgesehen von der Aktualität des Themas in juristischer wie persönlicher Hinsicht — für manchen —, fesselten die Ausführungen unseres lieben „Queck" besonders deswegen, weil er als Bankbeamter ganz aus der Praxis sprechen konnte.

Dasselbe traf auch auf Studienassessor Dr. Schäffers Referat: „Das veränderte Bildungsziel der Schule" zu. Berücksichtigung der persönlichen Eigenart, freiwilliges Arbeiten des Schülers, all das erstrebt die neue Schule. Die Wege, wie man das erreichen will, gehen auseinander. Die Ansichten sind noch im Fluß. Erst die

—

Praxis wird auch hier maßgebend für das Durchdringen von Methoden und Anschauungen sein. Dies der Inhalt des Vortrages, an den sich eine temperamentvolle Ansprache anschloß, in der man sich gegenseitig reaktionärer Bestrebungen bzw. ungezügelter Revolutionslust beschuldigte. Der A. H. Schäffer führte im Schlußwort die Meinungen auf der mittleren Linie zusammen.

Anfang Januar sprach dann A. H. Professor Sachs über „Die Grundlagen der Eugenik". Dieses in Laienkreisen immer mehr beachtete Problem unterzog er einer wissenschaftlichen Würdigung und führte dem zahlreichen Kreis vor Augen, wie die Eugenik für die Menschheit das bedeutet, was Hygiene für den einzelnen will: Pflege des Gesundheitsgutes, Erhaltung und Förderung der Rasse durch zweckmäßiges Leben der einzelnen: „Rassenhygiene". Eine ausgedehnte Diskussion schloß sich an die interessanten Fragen an.

Von den Veranstaltungen des Dezember ist noch in aller Gedächtnis die hochfidele Bowlenkneipe, deren Glanzpunkt das außergewöhnliche Ereignis einer Damenfuchsenstunde, geleitet von A. H. Lange, bildete. Die fidelste aller Fidulitäten leitete tatkräftig A. H. Fischer mit Stentorstimme. An diesem Abend hatten wir auch die Freude, A. H. Samolawicz aus Berlin zu uns hergezaubert zu sehen. Nur mußte er Abschied nehmen, ehe „der Sang verscholl". „Poldi" fehlte zuletzt.

Die zweite Kneipe im Monat war die Weihnachts- und Stiftungsfestkneipe, gleichzeitig Keilkneipe: Ostern steht vor der Tür und die Aktivmeldungen dürften im nächsten Semester sehr zahlreich ausfallen. In diesem Zusammenhange ist die Aufnahme dreier neuer Bundesbrüder zu erwähnen: Fritz Rosenthal, der ja in Berlin schon seine F. W. V.-Aktivmeldung abgegeben hatte;

[illegible]

freudiger Erwartung. Bald geht es an die Realisierung der Keilaussichten. In dieser Hinsicht allen F. W. V. en wie uns selbst ein „Glück auf!"

R. K. Breslau.
I. A.: Karl Heinz Loewy.

Monatsschau.

Der K. C. hielt seinen 24. ordentlichen K. C.-Tag gegen Ende vorigen Jahres in Breslau ab. Die Themen der Hauptreferate waren: „K. C. und Republik" und „Die Hochschulpolitische Arbeit des K. C."

Die F. W. V. München ist in den V. D. A. eingetreten. Der Eintritt der F. W. V. Heidelberg steht kurz bevor.

A. H. Dr. med. Fritz Spanier hat das Silberne Sportabzeichen erhalten. Seine sportlichen Leistungen sind: 10 000 Meterlauf in 47,5 Minuten, 100 Meter in 13,2 Sekunden. Schwimmen 300 Meter in 8,6 Minuten. Pflichtmäßige Uebungen am Reck mit 18 Punkten und der Hechtsprung übers Pferd mit 15 Punkten.

Am 29. und 30. tagte in Magdeburg die „Deutsche Studentenschaft", die sich mit den bekannten Forderungen des preußischen Kultusministers beschäftigte. Ein ausführlicher Bericht findet sich in der „Vertraulichen Beilage".

Im Januar veranstaltete der Alt-Herren-Verband des B. C. in Berlin einen groß angelegten Reichsgründungskommers, an dem die F. W. V. en Berlin und Charlottenburg teilnahmen.

Es ist nachzuholen, daß A. H. Willner auf der Trauerkneipe der F. W. V.-Berlin für den verstorbenen A. H. Ludwig Joseph eine ergreifende Rede gehalten hat, die so anschaulich den Bbr. Bbr. die Persönlichkeit des Toten vor Augen führte, daß alle Zuhörer, auch wenn sie den Verstorbenen nicht persönlich gekannt haben, sich ein Bild von dem Wirken und dem F. W. V. ertum des Dahingegangenen machen konnten.

PERSONALIEN

F. W. V. Hamburg.

Neuaufnahmen: Stud. med. et dent. med. Adolf Peters, Heimadresse Hamburg 33, Drosselstraße 34, z. Zt. Hamburg 22, Elsässerstraße 8. Telephon: D. 8. 1873.

F. W. V. Berlin.

Adressenänderung: Dr. Carl Dzialoszynski wohnt jetzt W. 35, Magdeburger Straße 3, hpt.

A. H. Stadtrat Hannes wohnt z. Zt. Berlin W. 30, Barbarossastraße 22 bei Wachsner.

A. H. Dr. Hirschberg wohnt Frankfurt a. M., Büro: Große Bockenheimerstr. 6, Privat: Schumannstr. 8.

A. H. Kurt Franke wohnt jetzt Odd-Fellow-Home, Havenmeyer Ave/E. 177 street, New York-Bronce.

A. H. Hans Türk promovierte zum Dr. jur. in Greifswald.

F. W. V. Charlottenburg.

A. H. Holger Hesse wohnt bis März in Scheibenberg (Erzgeb.), Hotel Rathaus.

A. H. Dr. Bruno Fels wohnt jetzt Charlottenburg, Dernburgstraße 24 bei Zenker.

F. W. V. München.

A. H. Willy Kahn promovierte zum Dr. jur. magna cum laude.

Neuaufnahmen: Fritz Wolf, Heilbronn a. d. Nahe, Molkenstraße 16.

A. R. V. — F. W. V. Breslau.

Neuaufnahmen: Stud. jur. Hans Roman, Königshütte, z. Zt. Breslau, Moritzstraße 33; stud. jur. Manfred Danziger, Breslau, Goethestraße 11.

F. W. V. Organisationen:

Bundespräsidium: Vorsitzender: Sanitäts-Rat Dr. Erich Levy, Berlin, Treptower Chaussee 5. Schriftführer: cand. ing. Heinz Neuwahl, Berlin C, Kaiser-Wilhelmstraße 57. Merkur 8869.

Bundesgeschäftsstelle: Leiter: Reg.-Rat Dr. Erich Simon, Berlin W. 50, Augsburgerstraße 23. Steinplatz 2863.

Bundes-Redaktionskommission: Vorsitzender: Dr. Walter Jonas, Berlin W. 15. Oliva 3906.

Bundesarbeitsamt: Vorsitzender: Dr. Leo Herz, Berlin-Schöneberg, Martin-Lutherstraße 9. Lützow 9859.

Bundeskassenverwaltung: Leiter: Regierungsrat Dr. Erich Simon, Berlin W. 50, Augsburgerstraße 23. Steinplatz 2863.

Mitteilungen der Bundes-R.-K.

1. Der nächste Monatsbericht ist lediglich als Mitteilungsblatt gedacht.
2. Redaktionsschluß ist am 1. März.

Der Vorsitzende
Dr. Walter Jonas, Berlin W 15, Uhlandstraße 149
Telefon: Oliva 3906

Das neue Mitglieder-Verzeichnis

kann nur erscheinen, wenn eine bestimmte Zahl Subskribenten vorhanden ist, deshalb bestellt umgehend das F. W. Ver Adreßbuch, das in vervollständigter Neu-Auflage, handlichem Format und revidiertem Personenverzeichnis erscheinen soll. Bestellungen u. der Betrag von M. 2.25 sind zu richten an den Vorsitzenden der B.-R.-K.

Zahnarzt Dr. Walter Jonas, Berlin W 15, Uhlandstr. 149. Postscheckk.: Berlin NW 7, Nr. 40784

Also doch — Metropolis

F. W. V.er Faschingsball 1927

am 19. Februar 1927

im Brüdervereinshaus, Kurfürstenstr. 115/116

3 Kapellen (Melzak spielt persönlich)

Schlagermusik auf 3 Ibachflügeln gespielt von 3 F. W. V.ern

2 Nachtkabaretts

Tombola (Spenden umgehend an A. H. Dr. Croner erbeten)

Metropolistische Ausstattung der Festräume unter besonderer Mitwirkung der Bbr. Bbr. von der F. W. V. an der T. H. Charlottenburg, anläßlich ihres 20. Stiftungsfestes. Beginn 8 Uhr, Ende 5 Uhr - Kartenverkauf durch A. H. Dr. Croner, Berlin W 15, Uhland-Str. 167/68 gegen vorherige Überweisung des Betrages auf Postscheckkonto Berlin 92848. Ab 12. Februar auch für A. H. A. H. erhöhter Eintrittspreis.

Die Ballkommission

Dr. W. Croner — Dr. W. Jonas

Verantwortlich: Der Vorsitzende der Redaktionskommission Zahnarzt Dr. Walter Jonas, Berlin W 15, Uhlandstr. 149
Druck: Th. Schatzky A.-G., Breslau-Berlin

Vertrauliche Beilage

zum

Monatsbericht des Bundes Freier Wissenschaftlicher Vereinigungen

Februar 1927 | BERLIN | Nr. 4

Mitteilungen des Bundespräsidiums.

F. W. V.er Bundesnadel, Verein für das Deutschtum im Ausland, Ort des Kartelltages 1927, Sport-Wettkämpfe auf dem Kartelltag.

Um die Stellungnahme der einzelnen Bundeskorporationen zu den angegebenen Fragen festzustellen, hielt das Bundespräsidium eine Umfrage und teilt die Antworten darauf hierdurch mit, da sie auch für den Einzelnen von Interesse sein dürften:

	Einführung einer F.W.V.er Bundesnadel	Vorgeschlagene Form	Eintritt in den V. D. A.	Vorgeschlagener Ort für den Kartelltag	Einführung von Sport-Wettkämpfen
Berlin	ja		abgelehnt	Heidelberg	zurückzustellen
Heidelberg . . .	ja	möglichst klein	unerledigt	Heidelberg	für
Breslau	ja	unauffällig klein	bisher nicht	ohne Wunsch	für
Charlottenburg .	nein	nicht Berl. Entwurf	unerledigt	Heidelberg	zurückzustellen
München . . .	nein	—	ist erfolgt	—	ohne Antwort
Hamburg . . .	ja	möglichst klein	abgelehnt	Heidelberg	für
Freiburg	nein	—	abgelehnt	Heidelberg od. München	für

Der Kartelltag 1927 dürfte also voraussichtlich in Heidelberg stattfinden und erstmalig mit Sport-Wettkämpfen verbunden werden. Auch die Einführung einer Bundesnadel wird ihn zu beschäftigen haben.

Das Bundespräsidium:
I. A.: Heinz Neuwahl.

Die Magdeburger Tagung.

Am 29. und 30. Januar kamen in Magdeburg die Vertreter der preußischen Einzelstudentenschaften zusammen, um über die durch den Ministerbrief geschaffene Lage zu beraten. Es waren, bis auf Frankfurt und Düsseldorf, sämtliche Hochschulen Preußens vertreten. Am ersten Tage war auch eine Vertretung der Rektorenschaft anwesend, die äußerst günstig auf den Verlauf der Verhandlungen einzuwirken vermochte. Der Hauptausschuß der „Deutschen Studentenschaft" versuchte zunächst durch Stellen von Anfragen an das Plenum die Versammlung in einer bestimmten Richtung festzulegen. Den Minderhei en gelang es schließlich nach mehrstündigen Geschäftsordnungsdebatten die Mehrheit von dem Unsinn der Taktik der „Deutschen Studentenschaft" zu überzeugen und so das ganze Kartenhaus zum Zusammenfallen zu bringen. Der Vorstand war darüber maßlos erregt und völlig ratlos. So verging der ganze erste Tag in planlosen Aussprachen. Während für die Minderheiten, die über etwa 18 von 51 Stimmen verfügten, ausschließlich Studenten sprachen, konnte man bei der Mehrheit das Gegenteil feststellen. Männer, die schon jahrelang im Berufsleben stehen, waren herbeigeholt worden, um durch ihr Redetalent die Versammlung über die Fadenscheinigkeit der völkischen Idee hinwegzutäuschen.

Der zweite Tag brachte dann eine Entschließung zur Annahme, die an sich überhaupt nichts besagt. Aber der wirkliche Sinn und die wahre Gesinnung kam in

der Debatte zu Tage. Jetzt waren die Rektoren fort, jetzt hieß es gutmachen, was man am ersten Tage nicht erreicht hatte.

Zur Aufnahmefrage, die an anderer Stelle dieses M. B. ausführlich behandelt ist, erklärte die Mehrheit ganz klipp und klar, daß man hier ein Eingreifen der Staatsgewalt für untragbar halte, da man nicht dem Willen der wechselnden (?) Mehrheit des preußischen Landtags ausgesetzt sein wolle. Vergebens erinnerte man die Herren daran, daß „alle Gewalt vom Volke ausgeht" und daß auch die Studentenschaft, solange sie sich politisch betätige, sich diesem Willen zu fügen habe. Man will es eben auf eine Machtprobe ankommen lassen, bei der man im Falle des Sieges den völkischen Helden, im Falle des Unterliegens den Märtyrer für das Großdeutschtum (?) spielen will.

In der Koalitionsfrage besagt die Entschließung, daß man nicht in fremde Hochschulverhältnisse ein=greifen könne. Daß davon gar nicht die Rede sein kann, konnte die Minderheit klar beweisen, indem sie Wege wies, wie man ohne Eingriff in fremde Hochschulver=hältnisse doch in Oesterrich eine paritätische Zusammen=setzung erzielen könne. Ein Antrag, der darauf hinwies, daß man unbedingt den Willen habe, auch andere als völkische Kreise in die „D. St." aufzunehmen, wurde unter nichtigen Vorwänden abgelehnt.

Die ganze Tagung hat gezeigt, daß noch einmal in der Studentenschaft der Kampf um das alte F. W. V.er Ideal der Toleranz in aller Heftigkeit ausgebrochen ist. Für uns gibt es in diesem Kampf nur eine Stellung: die des absoluten Festhaltens an den Grundideen unserer Verbindung. Diese Stellung ist in dem Ministerbrief ausgedrückt und über diesen hinaus kann es für uns keine Kompromisse geben. Deshalb bleibt es auch un=erfindlich, wie sich auf dieser Tagung ein F. W. V.er finden konnte, der nur allzu leicht geneigt war, mit der Mehrheit Kompromisse zu schließen. In diesem Kampf müssen alle F. W. V.er mit allen Studenten gleichen Sinns einmütig an den Ideen festhalten, für die sie seit Jahrzehnten eintreten.

Kurt Lange, F. W. V. (××× , ×, ×)
1. Außenvertreter der F. W. V. Berlin.

Ordentl. Generalversammlung des A. H. B. des A. R. V. Breslau.

Im Dezember fand auch die vorjährige ordentliche Generalversammlung des A. H.=Bundes des A. R. V. statt. In fast vierstündiger Sitzung wurde die Tages=ordnung erledigt. Es fand zunächst die Neuwahl des Vorstandes statt. Erster Vorsitzender wurde Ober=landesgerichtsrat Fränkel, zweiter Vorsitzender Dr. Béla Fischer. Kassenwart ist wiederum Magistratsrat Krebs. Ferner sind im Vorstand Magistratsrat Guttmann, Dr. Bacher und Dr. Ittmann.

Nachdem der neue Vorstand die Leitung über=nommen hatte, legte der Activitasvorstand die neue Geschäftsordnung vor, welche mit einigen Aenderungen gutgeheißen wurde. Darauf folgte eine Aussprache betr. Einführung eines Bundesabzeichens und die Besprechung verschiedener anderer Punkte.

Den Abschluß des Tages bildete ein Essen bei Hansen, in dessen Verlaufe F. W. V.er, A. R. V.er und F. W. V.er sich gegenseitig ein donnerndes „Vivat crescat floreat" brachten.

Verantwortlich: Der Vorsitzende der Redaktionskommission Zahnarzt Dr. Walter Jonas, Berlin W 15, Uhlandstr. 149
Druck: Th. Schatzky A.=G., Breslau=Berlin.



Bild 1



Bild 2



Bild 3



Bild 4



Amerika-Briefe

Bild 1: Blick aus der Kajüte auf das Hinterschiff

Bild 2: Wolkenkratzer und Autos in Houston

Bild 3: Nachtaufnahme, Blick vom Dachgarten des 19 stöckigen Rice Hotel in Houston auf das Postgebäude, von dessen 22 Stockwerken die oberen 3 zu Reklamezwecken erleuchtet sind

Bild 4: New York 5th Avenue corner 42th street, der stärkste Verkehrspunkt in Manhatten

Bedeutung des Werkstudiums

Bild 5: Groß-Kraftwerk-Rummelsburg, Blick auf das Kesselhaus, bei dessen Erbauung mehrere Bbr. Bbr. mitarbeiteten.

Bild 6: Ein Bbr. in der Schlosserwerkstatt bei Siemens-Schuckert

Bild 7: Ein Bbr. in einem Königsberger Heizwerk



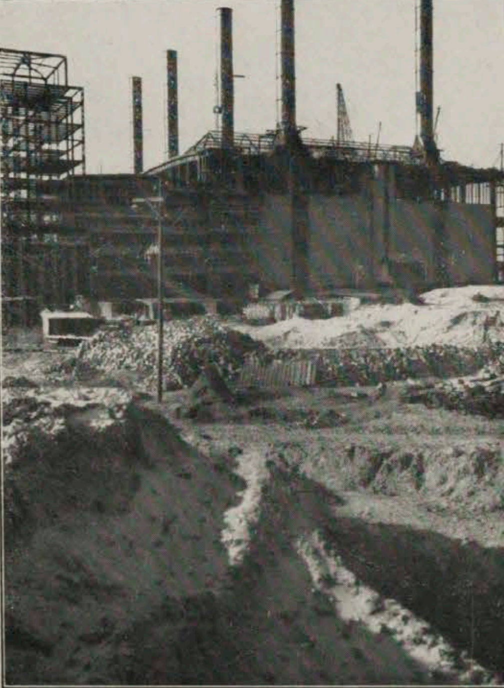


Bild 5



Bild 6



Bild 7

